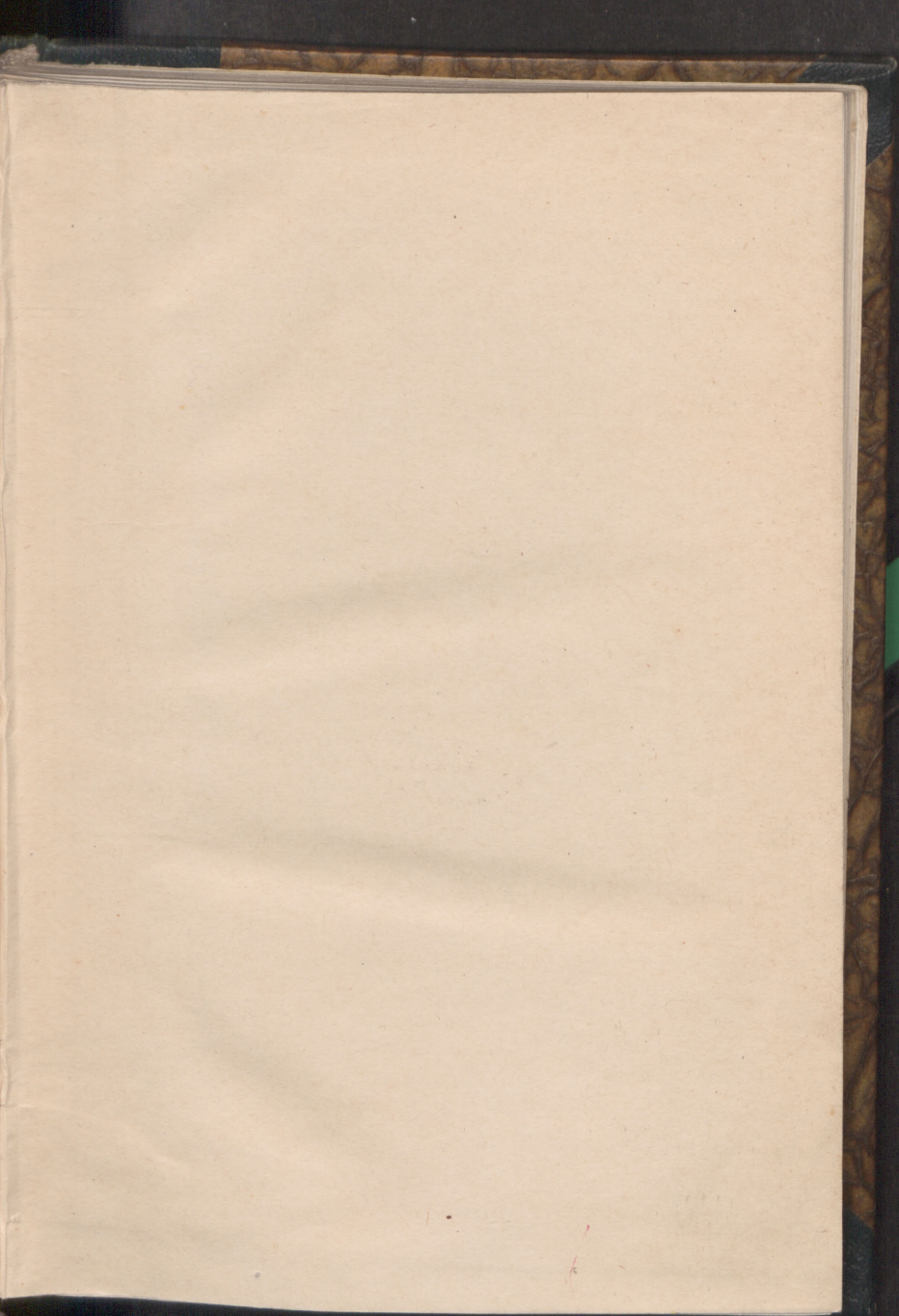


S 8







Alphonse Daudet.

Briefe aus meiner Mühle

von

Alphonse Daudet.

Deutsch von Theod. Bergfeldt.



[1892]

Halle a. d. S.

Verlag von Otto Hendel.

1916: 841



19091

58



~~109800~~



Vorbemerkung.

Alphonse Daudet wurde 1840 in Nîmes als jüngster Sohn eines Seidenwarenfabrikanten geboren. Finanzielle Verhältnisse veranlaßten den letzteren, später nach Lyon überzusiedeln, wo Alphonse und sein Bruder Erneste das Gymnasium besuchten. Harte Schicksalsschläge, die eine völlige Verarmung der Familie herbeiführten, zwangen Erneste, sich sein Brot selbst zu verdienen. Er ging nach Paris und fand bei der Redaktion der orleanistischen Zeitung „Le Spectateur“ Verwendung, während Alphonse bald darauf als Hilfslehrer an das Collège von Mais in den Cevennen ging. Bald jedoch ward ihm diese Stellung unerträglich, und er wandte sich nach Paris, wo er an seinem Bruder eine treffliche Stütze fand. Die Veröffentlichung einer kleinen Gedichtsammlung und späterhin (1861) einer Anzahl reizender Märchen in Dialogform gewann ihm das Interesse der Kaiserin Eugenie, die ihren Schwager, den Herzog von Morny, bewog, ihn zu seinem Privatsekretär zu machen. In dieser Stellung hatte er nun volle Muße, seine Bildung zu vertiefen und durch größere Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern und Stoffe zu neuen Schöpfungen zu sammeln.

Die erste reizende Frucht dieses neuen Lebens war eine Sammlung der hier vorliegenden kleinen Erzählungen und Schilderungen aus dem Landleben, die unter dem Titel „Lettres de mon moulin“ allerdings erst im Jahre 1868 erschien. Drei Jahre früher war sein Gönner gestorben, worauf Daudet es vorzog, sich unabhängig zu stellen und nur von dem Ertrage seiner Feder zu leben. Er verheiratete sich 1867 mit einer geist- und gemüthvollen Dame, an der er nicht allein eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine wackere Mitarbeiterin gewann. In dieser Zeit erschien sein erster größerer Roman „Le petit Chose“ (der kleine Dingsda), in dem er sich selbst, besonders sein Leben als Schulmeister, in köstlichen Zügen geschildert hat. Der deutsch-französische Krieg fand ihn in den Reihen der Nationalgardisten, wo er an der Verteidigung von Paris mehrfach Anteil nahm. Eine anschauliche Darstellung dieser Zeit der Belagerung ist unter anderm besonders in den „Contes du Lundi“ (1871 u. 72) enthalten. Auch für die Bühne hat er geschrieben, doch seine eigentliche Domäne ist der Roman. Unter den Schöpfungen auf diesem Gebiete hat ihm „Fromont jun. und Risler sen.“ (1874), ein Sittenbild aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs geradezu europäische Berühmtheit verschafft. (Nr. 461—463 der Bibliothek d. Gesamtl.) Zwei Jahre später erschien „Jack,“ darauf „Le Nabab“

(1878), „Les rois en exil“ (1880), „Nouma Roumestan“ (1882), „l'Évangéliste“ (1883). Sein letzter-schienener Roman l'Immortel (1888) behandelt die heutigen Zustände innerhalb der Académie française, allerdings in stark übertriebener Schilderung. Nicht unerwähnt sollen noch bleiben zwei humoristisch-satirische Reisebeschreibungen, in denen er die Prahlucht seiner Landsleute im südlichen Frankreich mit köstlichem Humor geißelt: Tartarin de Tarascon und Tartarin sur les Alpes. Es ist auf diese Werke deshalb besonders hinzuweisen, weil sie den Verfasser im Besitze jenes beglücklichen, erquickenden, echt germanischen Humors zeigen, der sonst den Franzosen abzugehen scheint. Schließlich seien noch zwei Werke namhaft gemacht, die ein getreues Bild von dem Leben und Schaffen des Dichters selbst geben: Trente ans de Paris und Souvenirs d'un homme de lettres.

Unter den großen Romanciers der realistischen Schule (Balzac, Gebrüder Goncourt, Flaubert, Zola) nimmt Daudet einen hervorragenden, wenn nicht den ersten Platz ein. (Vgl. Engel, Geschichte der französischen Litteratur.) Jedenfalls ist er uns Deutschen von all den genannten Meistern am meisten sympathisch. Daudet ist Optimist; er deckt nicht mit Vorliebe die Nachtseiten des menschlichen Daseins auf, er sucht seinen Ruhm nicht in der Darstellung des Gemeinen, Sinnlichen, der nackten Natur, sondern verteilt Licht und Schatten gleichmäßig, und weiß das Böse mit dem Guten auszugleichen. Wenn deshalb auch fast sämtliche Romane einen tragischen Ausgang nehmen, so wirken sie doch auf das sittliche Gefühl des Lesers erhebend und kräftigend. Dabei fühlt man überall das warme Herz des Dichters heraus, der mit seinen Gestalten lebt und innigen Anteil an ihren Geschicken nimmt, nicht aber kühl berechnend über ihnen steht. So wird es denn auch dem Leser warm ums Herz, und sein Interesse steigert sich beständig, da selten ein Dichter so wie Daudet es verstanden hat, Handlung und Handelnde in steter Entwicklung und Steigerung bis zum Schlusse durchzuführen. Dazu kommt schließlich der Zauber einer glänzenden, beredten, anschaulichen Sprache, die für jede Lage, jede Stimmung die richtigen Worte zu finden weiß und besonders in der plastischen Schilderung der Örtlichkeiten bewundernswert ist.

Einleitung.

„Vor dem unterzeichneten Notar Honorat Grapazi, wohnhaft zu Pampérigouste,

Erschien

Der Herr Gaspard Mitifio, verheiratet mit Vivette Cornille, Pächter von Grillenheim und daselbst wohnhaft:

und hat vor gegenwärtigen Zeugen verkauft, und unter rechts- und thatsächlicher Garantie und frei von allen Schulden, Lasten und Hypotheken übergeben,

dem Herrn Alphonse Daudet, Dichter, wohnhaft zu Paris, hier anwesend, und mit dessen Zustimmung,

eine Wind- und Mahlmühle, gelegen im Rhonethal, mitten in der Provence auf einem mit Fichten und immergrünen Eichen bestandenen Hügel, welche besagte Mühle seit mehr als zwanzig Jahren leer steht und sich nicht mehr in mahlfähigem Zustande befindet, wie aus den wilden Weinreben, dem Moose, Rosmarin und andern Schmarotzerpflanzen erhellt, die sich daran bis ans Ende der Flügel emporwinden;

Nichtsdestoweniger erklärt der Herr Daudet, daß besagte Mühle in dem Zustande, in dem sie sich befindet, mit ihrem zerbrochenen großen Rade, ihrer Plattform wo das Gras zwischen den Siegeln wuchert, ihm ansteht und ihm zu seinen dichterischen Arbeiten dienen kann, und nimmt sie auf sein Risiko und seine Gefahr, ohne jeden Anspruch an den Verkäufer für etwa notwendige Verbesserungen an.

Dieser Verkauf findet in Bausch und Bogen gegen Zahlung des bedungenen Preises statt, den der Herr Dichter Daudet in gangbarer Münze auf den Tisch gezählt hat, welcher Betrag darauf von dem Herrn Mitisso in Empfang genommen wurde, alles vor den Augen der unterzeichneten Notare und Zeugen, die unter Vorbehalt quittieren.

So geschehen in Pampérigouste, im Bureau Honorat, in Gegenwart von Francet Mاماï, Querpfeifenbläser, und Louiset, genannt der Quique, Kreuzträger der Weißen Büßer;

die nach Vorlesung dieser Verhandlung mit den Parteien und dem Notar unterschrieben haben....“

Inhaltsverzeichnis

Briefe aus meiner Mühle.



Vorbemerkung

Einführung

1. Greeting

2. Die Distanz von St. Louis

3. Meiner Gemahls Geburt

4. Der erste Brief

5. Die ersten Briefe

6. Der erste Brief

7. Der erste Brief

8. Der erste Brief

9. Der erste Brief

10. Die ersten Briefe

11. Die ersten Briefe

12. Die ersten Briefe

13. Die ersten Briefe

14. Die ersten Briefe

15. Die ersten Briefe

16. Die ersten Briefe

17. Die ersten Briefe

18. Die ersten Briefe

19. Die ersten Briefe

20. Die ersten Briefe

21. Die ersten Briefe

22. Die ersten Briefe

23. Die ersten Briefe

24. Die ersten Briefe

25. Die ersten Briefe

26. Die ersten Briefe

27. Die ersten Briefe

28. Die ersten Briefe

29. Die ersten Briefe

30. Die ersten Briefe

31. Die ersten Briefe

32. Die ersten Briefe

33. Die ersten Briefe

34. Die ersten Briefe

35. Die ersten Briefe

36. Die ersten Briefe

37. Die ersten Briefe

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung	III
Einleitung	V
1. Einzug	1
2. Die Diligence von Beaucaire	4
3. Meister Cornilles Geheimniß	3
4. Herrn Seguins Biege	14
5. Die Arleserin	21
6. Das Maultier des Papstes	26
7. Der Leuchtturm auf den Sanguinaires	36
8. Der Todeskampf der Sémillante	43
9. Der Pfarrer von Cucugnan	49
10. Die beiden Alten	56
11. Balladen in Prosa	
Der Tod des Dauphins	64
Der Unterpräfekt im Freien	67
12. Vigious Portefeuille	70
13. Das Märchen von dem Manne mit dem goldenen Gehirn	76
14. Der Dichter Mistral	80
15. Die beiden Wirtshäuser	83
16. In Milianah	92
17. Das Elixir des Pater Gaucher	104
18. Heimweh nach der Kaserne	115



1. Einzug.

Saben sich die Kaninchen /aber/ gewundert! . . . Seit so langer Zeit haben sie die Thür der Mühle geschlossen gesehen, die Mauern und die Plattform vom Kraut überwuchert, sie hatten schließlich geglaubt, das Geschlecht der Müller wäre ausgestorben, und da sie den Platz gut fanden, so hatten sie eine Art Hauptquartier daraus gemacht, einen Mittelpunkt strategischer Operationen: die Mühle von Zemappes der Kaninchen . . . Die Nacht meiner Ankunft fand ich wohl, ohne zu lügen, zwanzig Stück auf der Plattform in der Runde sitzen, die sich an einem Mondstrahl die Pfoten wärmten . . . Kaum hatte ich ein Lufenfenster halb geöffnet, frrrt! da war das ganze Vivat in der Auflösung begriffen, und die ganze kleine weiße Gesellschaft zerstob mit hoherhobenem Schwanze in das Dickicht. Ich hoffe doch, sie werden wiederkommen.

Dann ist noch jemand von meinem Anblick sehr überrascht, der Mieter aus dem ersten Stock nämlich, ein alter trübseliger Uhu mit einem Denkergezicht, der die Mühle schon länger als zwanzig Jahre bewohnt. Ich habe ihn oben auf dem Lagerbalken gefunden, unbeweglich und aufrecht unter dem Schutt und den herabgefallenen Ziegeln. Er sah mich einen Augenblick mit seinen runden Augen an; dann fing er an, ganz außer sich, daß er mich nicht kannte, „hu! hu!“ zu machen und mühsam seine staubbedeckten Flügel zu schütteln; — diese Teufelsdenker! das bürstet sich niemals . . . Thut nichts! so wie er

da ist mit seinen blinzelnden Augen und seiner mürrischen Miene gefällt mir dieser schweigsame Mieter noch besser wie mancher andere, und ich habe mich beeilt ihm seinen Kontrakt zu erneuern. Er bewohnt wie früher die ganze obere Gelegenheit der Mühle mit einem Eingang durch das Dach; ich dagegen behalte für mich das untere Gemach, ein kleines weißgekalktes Zimmer, niedrig und gewölbt wie ein Klosterrefektorium.

*

Von dort aus schreibe ich euch, bei offener Thür im vollen Sonnenschein.

Ein hübsches Fichtenwäldchen, das hell in der Sonne funkelt, zieht sich vor meinen Blicken bis zum Fuße des Hügels. Am Horizont zeigen die Alpen ihre zartgeformten Gipfel . . . Kein Geräusch . . . Kaum in der Ferne der Ton einer Querpfeife, eine Brachschnepfe im Lavendel, ein Maultiergeffingel auf der Landstraße . . . diese ganze schöne provengalische Landschaft lebt nur vom Licht.

Und wie könnt ihr erwarten, daß ich jetzt euer lärmendes und schwarzes Paris vermissen? Ich fühle mich so wohl in meiner Mühle. Das ist so recht das Eckchen, das ich suchte, ein kleines durchwürztes und warmes Eckchen, tausend Meilen weit von den Zeitungen, den Droschken, dem Nebel . . . Und was für nette Sachen um mich herum! Ich bin kaum erst acht Tage eingerichtet, und schon habe ich den Kopf mit Eindrücken und Erinnerungen vollgepfropft . . . Seht! erst gestern abend habe ich der Rückkehr einer Herde in einen Mas (einen Wirtschaftshof), der am Fuße des Hügels liegt, beigewohnt, und ich schwöre euch, ich würde dieses Schauspiel nicht für alle Premieren hingeben, die ihr diese Woche in Paris gehabt habt. Urteilt selbst.

Ihr müßt wissen, daß in der Provence der Brauch besteht, wenn die warmen Tage kommen, die Tiere auf die Alpen zu schicken. Tiere und Beute verbringen dort oben fünf oder sechs Monate, unter freiem Himmel im Grase bis an den Leib; beim ersten Herbstfrost geht es dann wieder zum Mas hinunter und man beweidet wieder gut bürgerlich die kleinen grauen

Hügel, die der Rosmarin durchduftet . . . Gestern abend also kehrten die Herden zurück. Vom frühen Morgen ab wartete das Thor mit weit geöffneten Flügeln; die Schaffställe waren reichlich mit frischem Stroh versehen. Von einer Stunde zur andern sagte man sich: „Sekt sind sie in Enguideres, jetzt im Paradou.“ Dann gegen abend plötzlich ein lauter Schrei: „Da sind sie!“ und dort unten in der Ferne sehen wir in einer mächtigen Staubwolke die Herde sich nahen. Die ganze Landstraße scheint mit ihr zu gehen . . . Zuerst kommen die alten Widder mit vorgestreckten Hörnern und wilder Miene; hinter ihnen das Gros der Schafe, (die Mütter etwas matt, mit ihren Lämmern neben sich); — die Maultiere mit rotem Zierrat, welche in Körben die neugeborenen Lämmchen tragen, die sie im Gehen wiegen; dann die schweißbedeckten Hunde mit der Zunge bis zur Erde und zwei große Schlingel von Hirten in Mänteln aus gelbrotem Stoff, die ihnen bis zu den Ferse[n] reichen, wie Chorröcke.

Das zieht alles lustig bei uns vorüber und stürzt sich durch das Thor mit einem Getrampel, das wie ein Platzregen klingt . . . Man muß es selbst erleben, was für einen Lärm es im Hause giebt. Die großen grün und goldnen Pfauen mit der Tüllkrone haben auf ihrer Stange die Ankömmlinge erkannt und begrüßen sie mit einem furchtbaren Trompetengeschmetter. Das ganze Hühnerhaus, das schon im Einschlafen war, wacht plötzlich auf. Alles ist auf den Füßen, Tauben, Enten, Puten, Perlhühner. Der Hühnerhof ist wie toll; (die Hühner wollen die Nacht aufbleiben!). . . Es sieht aus, als hätte jedes Schaf in seiner Wolle mit einem Geruch von den wilden Alpen etwas von jener frischen Vergluth mitgebracht, die heraufst und zum Tanzen ermuntert.

Unter all diesem Aufruhr sucht die Herde ihr Lager auf. Nichts Reizenderes als dieser Einzug. Die alten Widder sind gerührt, als sie ihre Krippe wiedersehen. Die Lämmer, die noch kleinen, welche draußen geboren sind und niemals einen Wirtschaftshof gesehen haben, schauen sich erstaunt um. Aber am rührendsten sind doch die Hunde, diese braven Schäferhunde, die nur mit ihren Tieren beschäftigt sind, und im Mas

nur sie sehen. Vergebens ruft aus seiner Hütte der Hofhund nach ihnen, vergebens giebt ihnen der mit frischem Wasser gefüllte Brunneneimer ein Zeichen: sie wollen nichts sehen, nichts hören, bevor das Vieh nicht eingetrieben, der Riegel nicht vor die kleine Halbthür geschoben ist und die Hirten nicht in der Gefindestube am Tische sitzen. Jetzt erst entschließen sie sich den Hundestall zu betreten und während sie ihren Napf mit Suppe auslecken erzählen sie ihren Gefährten vom Wirtschaftshof, was sie dort oben in den Bergen getrieben haben, in der düstern Gegend, wo es Wölfe und purpurroten Fingerhut giebt, in dem der Tau bis an den Rand steht.



2. Die Diligence von Beaucaire.

Es war am Tage meiner Ankunft. Ich hatte die Diligence von Beaucaire genommen, eine gute alte Landkutsche, die keinen großen Weg zurückzulegen hat, die aber die ganze Strecke recht gemütlich dahinbummelt, damit es des Abends aussieht, als käme sie von sehr weit her. Wir waren unser fünf auf der Imperiale,¹ ohne den Kutscher. Zuerst ein Wächter aus der Camargue, ein kleiner, stämmiger, starkbehaarter Mann, der nach Wild roch, mit großen blutunterlaufenen Augen und silbernen Ohrringen; dann zwei Leute aus Beaucaire, ein Bäcker und sein Teigknetter, alle beide sehr rot, sehr engbrüstig — aber mit herrlichem Profil, zwei römische Medaillen mit dem Kopf des Vitellius. Endlich auf dem Bordersitz, neben dem Kutscher ein Mann . . . nein! eine Mütze, eine ungeheure Mütze aus Kaninchenfell, der nicht viel sprach und mit trauriger Miene auf die Landstraße sah.

Alle diese Leute kannten sich und sprachen ganz laut und sehr ungezwungen von ihren Angelegenheiten. Der Camarguer erzählte, er käme aus Nîmes, wohin er vom Untersuchungsrichter wegen eines Stiches mit der Heugabel entboten worden,

¹ Mit Eisen versehenes Verdeck.

den er einem Hirten versetzt hätte. Man hat lebhaftes Blut in der Camargue . . . Und erst in Beaucaire! Wollten unsere beiden Beaucaireesen sich nicht gar um der heiligen Jungfrau willen erwürgen? Wie es schien, war der Bäcker aus einem Kirchspiel, das seit langer Zeit jener Madonna geweiht war, die die Provenzalen „die gute Mutter“ nennen, und die den Jesusknaben auf dem Arme hält; der Teigknezer dagegen sang im Chor einer ganz neuen Kirche, die der Unbefleckten Empfängniß geweiht war, jenem freundlichen Bilde, das die göttliche Jungfrau mit herabhängenden Armen, die Hände voller Lichtstrahlen darstellt. Daraus entsprang der Streit. Man mußte sehen, wie diese beiden guten Katholiken sich und ihre Madonnen behandelten:

„Sie ist nett, deine Unbefleckte!“

„Geh mir, mit deiner guten Mutter!“

„Deiner ist es in Palästina recht schlecht ergangen.“

„Und deine, hu! die häßliche Person . . . wer weiß, was die erst gethan haben mag“ Frag nur den heiligen Josef.“

Es fehlte nur, daß man die Messer blinken sah, um sich an den Hafen von Neapel versetzt zu glauben, und meiner Treu, ich glaube bestimmt, daß dieses schöne theologische Turnier auch damit geendigt hätte, wenn der Rutscher nicht dazwischen getreten wäre.

„Laßt uns doch mit euren Madonnen zufrieden,“ sagte er zu den Beaucaireesen, „das sind ja Weibergeschichten, in die sich die Männer nicht mischen dürfen.“

Und damit that er einige Peitschenhiebe mit skeptischer Miene, die alle zu seiner Ansicht bekehrte.

*

Der Streit war beendet; aber der Bäcker, der einmal im Zuge war, empfand das Bedürfnis, seinen übrigen Vorrat von Humor an den Mann zu bringen. Er wandte sich deshalb an die unglückliche Mütze, die schweigsam und traurig in ihrer Ecke saß und sagte mit spöttischer Miene: „Und zu welchem Kirchspiel hält sich denn deine Frau, Scherenschleifer?“

Man muß annehmen, daß in dieser Bemerkung eine sehr komische Anspielung lag, denn die ganze Imperiale brach in lautes Gelächter aus. . . Der Scherenschleifer aber lachte nicht. Er schien nicht gehört zu haben. Als der Bäcker das bemerkte, wandte er sich an mich: „Sie kennen seine Frau nicht, mein Herr! ein nettes Pfarrkind, sag' ich Ihnen! Es giebt kein zweites derart in Beaucaire.“ Das Gelächter verdoppelte sich. Der Scherenschleifer rührte sich nicht; er sagte nur ganz leise, ohne den Kopf aufzuheben: „Schweig, Bäcker.“

Aber der abscheuliche Bäcker hatte keine Lust zu schweigen, und fing nun erst recht wieder an: „Bisdase! Man braucht den guten Freund nicht zu beklagen, daß er eine solche Frau hat. . . Man kann sich keinen Augenblick mit ihr langweilen. . . Denken Sie doch! Eine Schöne, die sich alle halbe Jahre entführen läßt, die also immer etwas zu erzählen weiß, wenn sie wiederkommt. . . Doch gleichviel, es ist ein niedliches kleines Hauswesen. . . Denken Sie, mein Herr sie waren noch kein volles Jahr mit einander verheiratet: paff! da geht die Frau mit einem Chokoladenhändler nach Spanien.“

Der Mann bleibt allein zu Hause und kann nun weinen und trinken. . . Er war wie toll. Nach einiger Zeit kommt die Schöne wieder, als Spanierin gekleidet, mit einer Schellentrommel. Wir sagten alle: versted' dich, er wird dich umbringen. Ja, schön umbringen! . . . Sie haben sich ganz ruhig wieder zusammengethan, und sie hat ihn die Bastische Trommel spielen gelehrt.“

Wieder eine neue Nachsalve. Wieder murmelte der Scherenschleifer in seiner Ecke, ohne den Kopf aufzuheben: „Schweig, Bäcker.“

Der Bäcker achtete nicht darauf, und fuhr fort:

„Sie glauben vielleicht, mein Herr, nach ihrer Rückkehr aus Spanien hätte die Schöne sich nun ruhig verhalten. . . Oh nein. . . ihr Mann hatte die Sache ja so gut aufgenommen! Das machte ihr von neuem Lust. . . Nach dem Spanier kam ein Offizier an die Reihe, dann ein Rhone-Schiffer, dann

ein Musikant, dann ein . . . was weiß ich? . . . Das Gute dabei ist, daß jedesmal dasselbe Stück spielt. Die Frau geht fort, der Mann weint; sie kommt wieder, er tröstet sich. Und immer entführt man sie ihm wieder und immer nimmt er sie wieder auf . . . Der Mann hat doch Geduld, nicht wahr? Man muß allerdings gestehn, daß sie verteuftelt niedlich ist, die kleine Scherenschleiferin . . . Ein wahrer Bissen für einen Cardinal: lebhaft, zierlich, sehr gewandt; und dabei eine weiße Haut und nußbraune Augen, die den Männern stets lächelnde Blicke zuwerfen . . . Meiner Treu! mein Herr Pariser, wenn Sie einmal durch Beaucaire kommen . . .“

„O! Schweig, Bäcker, ich bitt' dich,“ rief der arme Scherenschleifer nochmals mit herzerreißender Stimme . . .

In diesem Augenblick hielt die Diligence still. Wir waren am Mas des Anglores. Dort stiegen die beiden Beaucaireesen ab, und ich versichere euch, ich hielt sie nicht zurück . . . Der Spaßvogel, der Bäcker! Noch vom Hofe des Mas aus hörte man sein Lachen.

*

Als diese Leute fort waren, schien die Imperiale leer zu sein. Der Camarguer war in Arles geblieben; der Kutscher ging auf der Straße neben seinen Pferden her . . . Wir waren allein oben, der Scherenschleifer und ich, jeder schweigend in seiner Ecke. Es war heiß; das Leder des Verdecks brannte. Zeitweise fühlte ich, wie meine Augen sich schlossen und mir der Kopf schwer wurde; aber es war mir nicht möglich zu schlafen. Immer klang mir das so herzerreißende und so sanfte: „Schweig, ich bitte dich,“ in den Ohren . . . Aber der arme Mann schlief ebensowenig. Von hinten sah ich, wie seine breiten Schultern zusammenzuckten, und seine Hand — eine lange, fahle und stumpfe Hand — unter dem Schutzleder zitterte wie eine Greisenhand. Er weinte . . . Oh! ich werde an diese Diligence denken.

„Hier sind Sie zu Hause, Herr Pariser!“ rief mir plötzlich der Kutscher zu; und mit seiner Peitschenspitze zeigte er mir meinen grünen Hügel, auf dem die Mühle wie ein großer

Schmetterling saß. Ich beeilte mich, abzustiegen. . . Als ich bei dem Scherenschleifer vorbeikam, versuchte ich ihm unter die Mütze zu schauen; ich hätte ihn doch gerne gesehen, ehe ich ging. Als hätte er meinen Gedanken verstanden, hob der Unglückliche hastig den Kopf auf, versenkte seine Augen in die meinigen, und sagte mit dumpfer Stimme:

„Sehen Sie mich nur gut an, lieber Freund, und wenn Sie dieser Tage hören werden, daß es in Beaucaire ein Unglück gegeben hat, so werden Sie wenigstens sagen können, daß Ihnen der Urheber bekannt ist.“

Es war ein verkommenes und trauriges Gesicht, mit kleinen matten Augen. In diesen Augen lagen Thränen, aber in dieser Stimme lag Haß. Der Haß, das ist der Born der Schwachen! Wenn ich die Scherenschleiferin wäre, ich würde mich vorsehen.



3. Meister Cornille's Geheimniß.

Francet Mamai, ein alter Querpfeifenbläser, der von Zeit zu Zeit beim Weinmost eine Nachtwache bei mir abhält, hat mir an einem der letzten Abende ein kleines ländliches Drama erzählt, dessen Schauplatz meine Mühle vor einigen zwanzig Jahren gewesen ist. Die Erzählung des Biedermannes hat mich gerührt, und ich will versuchen, sie euch wiederzugeben, wie ich sie von ihm gehört habe.

Stellt euch also vor, meine lieben Leser, ihr säßet vor einem Gefäß mit duftendem Wein und ein alter Querpfeifenbläser spräche zu euch.

Unsere Gegend, mein guter Herr, war nicht immer ein toter und unbekannter Landstrich, wie es heute der Fall ist. Früher bestand hier ein großes Müllereigeschäft, und von 10 Vieues im Umkreise brachten uns die Leute aus den Mas ihr Korn zum Mahlen. Rund um das Dorf standen auf den Hügeln die Windmühlen. Rechts und links sah man nichts als Windmühlensflügel, die sich im Mistral über den Fichten

drehten, lange Züge von kleinen, Säcke tragenden Eseln, die die Wege auf und ab kletterten; und es war ein Vergnügen, die ganze Woche über auf der Höhe den Lärm der Beitschen, das Knarren der Leinwand und das „Dia hü!“ der Müllerburschen zu hören. Am Sonntag gingen wir in Trupps nach den Mühlen. Da oben ließen die Müller Muskat aufsetzen. Die Müllerinnen mit ihren Spizentüchern und ihren goldenen Kreuzen waren schön wie Königinnen. Ich brachte meine Querpfeife mit und dann tanzte man Farandolen bis in die dunkle Nacht hinein. Diese Mühlen bildeten so recht die Freude und den Reichtum unserer Gegend.

Unglücklicherweise kamen Franzosen aus Paris auf den Einfall, an der Straße nach Tarascon eine Dampfmühle einzurichten. „Was neu ist, ist schön!“ wie man bei uns sagt; die Leute gewöhnten sich, ihr Korn in die Dampfmühlen zu schicken, und die armen Windmüller blieben ohne Arbeit. Eine Zeitlang versuchten sie dagegen anzukämpfen, aber der Dampf war der Stärkere, und so waren sie denn leider einer nach dem andern gezwungen aufzuhören. Man sah nicht mehr die kleinen Esel kommen. Die schönen Müllerinnen verkauften ihre goldenen Kreuze. Es gab keinen Muskat, keine Farandolen mehr. Der Mistral konnte noch so viel blasen, die Flügel rührten sich nicht. Dann ließ die Gemeinde eines Tages alle diese Gebäude einreißen, und man pflanzte an ihrer Stelle Weinstöcke und Oliven.

Indessen eine Mühle hatte bei aller Berrüttung Stand gehalten und fuhr tapfer fort, vor der Nase der Dampfmüller sich auf ihrem Hügel zu drehen. Das war die Mühle des Meister Cornille, eben die, wo wir jetzt unsere Nachtwache halten.

Meister Cornille war ein alter Müller, der seit sechzig Jahren im Mehl lebte und webte, und auf sein Gewerbe stolz war. Die Einrichtung der Dampfmühlen hatte ihn rein toll gemacht. Acht Tage lang sah man ihn durchs Dorf laufen, wobei er die Leute aufhekte und aus allen Kräften schrie,

man wolle die Provence mit dem Mehl der Dampfmüller vergiften. „Geht nicht dort nach unten,“ sagte er, „diese Spitzbuben benutzen zum Brotmachen den Rauch, der eine Erfindung des Teufels ist, während ich mit dem Mistral und dem Tramontane arbeite, die vom lieben Gott ausströmen . . .“ Und so fand er eine Menge schöner Worte zum Lobe der Windmühlen; aber niemand hörte darauf.

Da schloß sich der Alte mißvergnügt in seine Mühle ein und lebte ganz allein, wie ein wildes Tier. Nicht einmal seine Enkelin Bibette, ein Kind von funfzehn Jahren, das seit dem Tode der Eltern nur noch sein „Großchen“ hatte, wollte er mehr bei sich behalten. Die arme Kleine wurde genötigt ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, indem sie sich sozusagen überall, zur Getreide- und Olivenernte oder bei den Seidenwürmerzüchtern in den Mas verdingte. Und doch sah es so aus, als wenn der Großvater das Kind recht sehr lieb hätte! . . . Es kam oft vor, daß er seine vier Bieues zu Fuß im Sonnenbrande machte, um sie in den Mas, wo sie arbeitete zu besuchen, und wenn er bei ihr war, verbrachte er ganze Stunden damit, sie anzusehen und zu weinen . . .

In der Gegend dachte man, der alte Müller hätte, als er Bibette fortschickte, aus Geiz gehandelt, und es machte ihm keine Ehre, seine Kleine so von einem Hofe zum andern ziehen zu lassen und sie den Härten des Dienstes und allem Elend der jungen Leute, die in solchem Verhältnis stehen, auszusetzen. Man fand es auch sehr unrecht, daß ein Mann von dem Rufe Meister Cornilles, der so lange etwas auf sich gehalten hatte, jetzt wie ein richtiger Zigeuner mit bloßen Füßen, durchlöcherter Mütze und zerfetztem Wams durch die Straßen ging Wirklich schämten wir andern alten Leute uns seiner, als wir ihn des Sonntags zur Messe kommen sahen; und Cornille fühlte das so deutlich, daß er nicht mehr wagte, sich in den Stuhl der Kirchenvorsteher zu setzen. Er blieb immer im Hintergrunde der Kirche, neben dem Weihwasserbecken, bei den Armen.

Es gab einen unklaren Punkt in Meister Cornilles Leben. Schon lange brachte ihm niemand im Dorfe mehr Korn, und doch gingen die Flügel seiner Mühle immer ihren Gang wie vormals. . . . Abends traf man auf den Wegen den alten Müller, wie er seinen, mit großen Mehlsäcken beladenen Esel vor sich her trieb.

„Gute Besper, Meister Cornille,“ riefen ihm die Bauern zu, „die Mühle geht also noch immer?“

„Noch immer, Kinderchen,“ antwortete der Alte mit schalkhafter Miene. „Gott sei Dank! es fehlt uns nicht an Arbeit.“

Wenn man ihn dann fragte, wo nur so viel Arbeit herkommen könnte, hielt er den Finger auf den Mund und antwortete bedächtig: „Still! ich arbeite für den Export.“ Mehr konnte man niemals von ihm herausbekommen.

Die Nase in seine Mühle zu stecken, daran war nicht zu denken. Selbst die kleine Bivette kam nicht hinein.

Ging man vorüber, so sah man die Thür stets geschlossen, die großen Flügel stets in Bewegung, den alten Esel, der den Nasen der Plattform abgraste, und eine große magere Kaze, die sich auf dem Fensterbrett sonnte und einen böshaft ansah.

Das sah alles aus wie ein Geheimnis und gab den Leuten vielen Stoff zum Schwätzen. Jeder deutete Meister Cornilles Geheimnis auf seine Art, aber das allgemeine Gerede kam darauf hinaus, daß in dieser Mühle mehr Säcke voll Thaler als voll Mehl steckten.

*

Schließlich jedoch kam alles ans Licht; und zwar auf folgende Art:

Als ich eines Tages die junge Welt nach meiner Querpfeife tanzen ließ, bemerkte ich, daß der Älteste von meinen Jungen und die kleine Bivette sich ineinander verliebt hatten. Im Grunde genommen war ich darüber nicht böse, weil bei alledem der Name der Cornille bei uns in Ehren stand, und es mir auch Vergnügen gemacht hätte, den kleinen Sperling, die Bivette in mein Haus hüpfen zu sehen. Nur wollte ich, da

unsere Verliebten oftmals Gelegenheit hatten, bei einander zu sein, aus Angst vor unglücklichen Zufällen, die Sache gleich in Ordnung bringen, und ging deshalb nach der Mühle hinauf, um ein paar Worte darüber mit dem Großvater zu reden . . . Aber wie empfing mich da der alte Hexenmeister. Es war nicht möglich ihn zum Öffnen seiner Thür zu bringen. Ich setzte ihm meine Gründe so gut als möglich durchs Schlüsselloch auseinander; und die ganze Zeit über, während ich sprach, fauchte die spitzbübische magere Kaze wie ein Teufel über meinem Kopfe.

Der Alte ließ mich gar nicht zu Ende kommen, und rief mir sehr unhöflich zu, ich möchte nur wieder zu meiner Flöte gehn; wenn ich es eilig hätte, meinen Jungen zu verheiraten, so könnte ich ja Mädchen in der Dampfmühle finden . . . Sie können sich denken, daß mir das Blut über diese bösen Worte zu Kopfe stieg; aber ich hatte noch Überlegung genug, an mich zu halten, ließ den alten Narren in seiner Mühle und ging, den Kindern meinen Mißerfolg mitzuteilen . . . Die armen Schäfchen konnten nicht daran glauben; sie hielten mich um Erlaubnis, beide zusammen nach der Mühle hinauf zu gehn, um mit dem Großvater zu sprechen . . . Ich hatte nicht den Mut, es ihnen abzuschlagen und prrrr! da waren meine Verliebten auch schon fort.

Gerade als sie oben ankamen, war Meister Cornille soeben fortgegangen. Die Thür war doppelt verschlossen, aber der Biedermann hatte beim Fortgehn seine Leiter draußen gelassen, und sogleich kam den jungen Leuten der Gedanke, durchs Fenster zu klettern, um ein wenig nachzusehen, was es in der sonderbaren Mühle eigentlich gäbe . . .

Eigentümlich! der Mühlenraum war leer . . . Nicht ein Sack, kein einziges Getreidekorn; keine Spur von Mehl, weder an den Wänden noch auf dem Spinnweb . . . Man merkte nicht einmal etwas von dem guten warmen Geruch des zerquetschten Getreides, der die Mühlen zu durchduften pflegt . . . Der Lagerbalken war voll Staub, und die große magere Kaze schlief darauf.

Der untere Raum sah eben so elend und vernachlässigt

aus; — ein schlechtes Bett, einige Lumpen, ein Stück Brot auf einer Treppenstufe und dann in einer Ecke drei oder vier aufgeplagte Säcke, aus denen Schutt und weißer Sand rann.

Das war also Meister Cornilles Geheimnis! Dieses Gerüll fuhr er des Abends auf den Landstraßen spazieren, um die Ehre der Mühle zu retten und glauben zu lassen, daß dort Mehl gemacht würde. . . . Arme Mühle! Armer Cornille! Die Dampfmüller hatten ihnen schon lange ihren letzten Kunden geraubt. Die Flügel drehten sich fortwährend, aber die Mühle ging leer.

*

Die jungen Leute kamen mit thränenden Augen zurück und erzählten mir, was sie gesehen hatten. Mir preßte die Mitteilung das Herz zusammen. . . . Ohne eine Minute zu verlieren lief ich zu den Nachbarn, teilte ihnen in zwei Worten die Sache mit, und wir kamen überein, man müsse augenblicklich allen Weizen, der im Hause wäre, nach Cornilles Mühle schaffen — gesagt, gethan. Das ganze Dorf macht sich auf den Weg und wir kommen oben mit einer Prozession von Eseln an, die mit Korn beladen waren, — dieses Mal mit richtigem Korn!

Die Mühle stand weit offen. . . . Vor der Thür saß Meister Cornille auf einem Gipssack, hatte den Kopf in die Hände gestützt und weinte. Er hatte soeben beim Nachhausekommen bemerkt, daß man in seiner Abwesenheit bei ihm eingedrungen war und sein trauriges Geheimnis entdeckt hatte. — „Ich Elender!“ sagte er. „Jetzt kann ich nur noch sterben. . . die Mühle ist entehrt!“ Und er schluchzte herzbrechend, und gab dabei seiner Mühle allerhand Namen, als wenn er zu einer wirklichen Person spräche.

In diesem Augenblick langten die Esel auf der Plattform an, und wir fangen alle an, wie in der guten Zeit der Müller, laut zu rufen: „He! Mühle! . . . He! Meister Cornille!“ Und nun türmen sich die Säcke vor der Thür auf und man sieht das schöne rote Korn überall auf der Erde umherliegen. . . .

Meister Cornille riß die Augen weit auf. Er hatte etwas Korn in die hohle Hand genommen und sagte unter Lachen und Weinen: „Das ist Korn . . . Heiliger Gott! . . . Gutes Korn! . . . Laßt es mich ansehen!“ Dann wandte er sich zu uns: „O! ich wußte es wohl, ihr würdet wieder zurückkommen . . . diese Dampfmüller sind alle Spitzbuben.“ Wir wollten ihn im Triumph ins Dorf tragen: „Nein, nein Kinder; vor allem muß ich meiner Mühle zu essen geben . . . Denkt doch! es ist so lange her, daß sie etwas zwischen den Zähnen gehabt hat.“

Und wir hatten alle Thränen in den Augen, als wir jetzt mitansahen, wie der alte Mann überall herumarbeitete, die Säcke entleerte, die Mühlsteine beobachtete, während das Korn zermalmt wurde und der feine Weizenstaub zur Decke aufflog.

Man muß uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen: von diesem Tage an ließen wir es dem alten Müller niemals an Arbeit fehlen.

Dann starb Meister Cornille eines Morgens und die Flügel unserer letzten Mühle hörten auf sich zu drehen: dieses Mal für immer. Als Cornille tot war, hatte er keinen Nachfolger.

Was wollen Sie, Herr . . . Alles auf der Welt hat sein Ende, und man muß glauben, daß die Zeit der Windmühlen vorüber war, wie die der Marktschiffe auf der Rhone, der Landtage und der Jaquettes mit den großen Blumen.



4. Herrn Seguin's Biege.

An Herrn Peter Gringoire, lyrischer Dichter,
in Paris.

Du wirst immer derselbe bleiben, mein armer Gringoire.

Wie! man bietet Dir die Stelle eines Berichterstatters bei einer guten pariser Zeitung an und Du haßt das edle Selbst-

gefühl, sie auszuschlagen . . . Aber sieh Dich doch an, Du unglücklicher Junge! Sieh Dein durchlöcherter Wams, Deine abgetragenen Stiefel, Dein mageres Gesicht, dieses Bild des Hungers. Da zeigt es sich doch, wohin Dich Deine Leidenschaft für die schönen Reime gebracht hat! Da zeigt es sich, was Du von zehn Jahren getreuer Dienste im Reiche des Herrschers Apoll gehabt hast . . . Schämst Du Dich nicht endlich doch?

Werde Berichterstatter, Du Thor; werde Berichterstatter. Du wirst schönes Geld verdienen, Du wirst Dein Couvert bei Brébant haben und an den Premièrementagen wirst Du Dich mit einer neuen Feder an Deinem Barrett zeigen können . . .

Nein? Du willst nicht? . . . Du willst lieber auf Deine Manier frei bleiben bis an Dein Ende . . . Wohlان, so hör' einmal die Geschichte von Herrn Seguin's Ziege, und Du wirst sehen, was man davon hat, wenn man als freier Mensch leben will.

*

Herr Seguin hatte mit seinen Ziegen niemals Glück gehabt.

Er verlor sie alle auf dieselbe Weise; eines schönen Morgens zerrissen sie ihren Strick, gingen in die Berge und dort oben fraß sie der Wolf auf. Weder die Liebkosungen ihres Herrn, noch die Furcht vor dem Wolf, nichts hielt sie zurück. Es waren das, wie es scheint, unabhängige Ziegen, die um jeden Preis freie Luft und Freiheit haben wollten.

Der brave Herr Seguin, der den Charakter seiner Tiere nicht begriff, war bestürzt. Er sagte: „Es ist aus damit; die Ziegen langweilen sich bei mir, ich werde keine einzige behalten.“

Doch ließ er sich nicht entmutigen und nachdem er sechs Ziegen auf dieselbe Art verloren hatte, kaufte er eine siebente; nur war er diesmal so vorsichtig, eine ganz junge zu nehmen, damit sie sich besser gewöhnen sollte, bei ihm zu bleiben.

Ach! Gringoire, wie niedlich war Herrn Seguin's kleine

Ziege! Wie niedlich war sie mit ihren sanften Augen, ihrem Unteroffiziersbärtchen, ihren schwarzen und glänzenden Beinen, ihren zebraartig gestreiften Hörnern und ihren langen weißen Haaren, die eine Wildschur bildeten, fast ebenso reizend wie die Ziege der Esmeralda, an die Du Dich doch erinnerst, Gringoire — und dann gelehrig, zutraulich, und ließ sich melken ohne zu zucken, ohne den Fuß in den Eimer zu setzen; ein wahres Schätzchen von einer Ziege . . .

Herr Seguin hatte hinter dem Hause einen von Weißdorn umhegten Platz. Dorthin brachte er seine neue Kostgängerin. Er band sie an der schönsten Stelle des Weideplatzes an einen Pfahl und versäumte nicht, den Strick recht lang zu lassen und von Zeit zu Zeit kam er nachzusehen, wie es ihr ginge. Die Ziege fühlte sich sehr glücklich und fraß so lustig drauf los, daß Herr Seguin entzückt war: —

„Endlich hab' ich eine,“ dachte der arme Mann, „die sich nicht bei mir langweilen wird!“

Herr Seguin war im Irrtum, die Ziege langweilte sich.

*

Eines Tages sagte sie, als sie den Berg betrachtete:

„Wie wohl es einem dort oben sein muß! Was für ein Vergnügen im Heidekraut umher zu springen, ohne diesen abscheulichen Strick, der einem den Hals zuschnürt . . . Für den Esel oder für den Ochsen mag es gut sein, in einem Gehege zu weiden! . . . die Ziegen müssen Raum haben.“

Von diesem Augenblick an erschien ihr das Kraut des Geheges fade. Sie bekam Langeweile. Sie magerte ab, ihre Milch verringerte sich. Es war ein Jammer mit anzusehen, wie sie den ganzen Tag an ihrem Strick zog, den Kopf dem Berge zuwandte, die Nasenlöcher aufsperrte und traurig Mäh! rief.

Herr Seguin bemerkte wohl, daß seiner Ziege etwas fehlte, aber er wußte nicht, was es war . . . Eines Morgens, als er sie eben gemolken hatte, drehte sich die Ziege um, und sagte in seinem Dialekt:

„Hören Sie, Herr Seguin, ich langweile mich bei Ihnen, lassen Sie mich auf den Berg gehen.“

„Ach! mein Gott! . . . Die auch!“ rief Herr Seguin bestürzt, und ließ vor Schreck seinen Eimer fallen, dann setzte er sich ins Gras neben seine Ziege und fragte:

„Wie, Blanquette, du willst mich verlassen?“

Blanquette antwortete:

„Ja, Herr Seguin.“

„Fehlt es dir hier an Gras?“

„O nein, Herr Seguin.“

„Du bist vielleicht zu kurz angebunden; soll ich deinen Strick länger machen?“

„Es lohnt sich nicht der Mühe, Herr Seguin.“

„Aber was fehlt dir denn sonst? Was willst du?“

„Ich will auf den Berg gehn, Herr Seguin.“

„Aber Unglückliche, du weißt nicht, daß der Wolf in den Bergen haust . . . Was willst du thun, wenn er kommt? . . .“

„Ich werde ihn mit den Hörnern stoßen, Herr Seguin.“

„Der Wolf kehrt sich viel an deine Hörner. Er hat mir Ziegen gefressen, die ganz andere Hörner hatten, wie du . . . Weißt du nicht, die alte Renaude, die voriges Jahr hier war? eine Hauptziege, stark und böse wie ein Bock. Sie hat sich die ganze Nacht mit dem Wolf herumgeschlagen . . . und dann am Morgen hat der Wolf sie doch gefressen.“

„Himmel! Die arme Ziege! . . . Das thut nichts, Herr Seguin, lassen Sie mich in die Berge gehn.“

„Ewige Gerechtigkeit!“ sagte Herr Seguin . . . „aber was hat man meinen Ziegen denn angethan? Noch eine, die der Wolf mir fressen wird . . . Doch nein, . . . ich werde dich wider deinen Willen retten, du Spitzbübin, und damit du deinen Strick nicht etwa zerreißt, will ich dich in den Stall sperren, und dort wirst du jetzt immer bleiben.“

Und damit trug Herr Seguin die Ziege in einen ganz dunkeln Stall, dessen Thür er doppelt verschloß. Unglücklicherweise hatte er das Fenster vergessen und kaum hatte er den Rücken gewendet, als die Kleine auch auf und davon ging . . .

Du lächst, Gringoire? Wahrhaftig! ich glaube gar, du

nimmst Partei für die Ziegen gegen diesen guten Herrn Seguin . . . Wir werden bald sehen, ob du noch lachen wirst.

Als die weiße Ziege auf die Berge kam entstand ein allgemeines Entzücken. Niemals hatten die alten Tannen etwas so Niedliches gesehn. Man empfing sie wie eine kleine Königin. Die Kastanien bogen sich bis zur Erde, um sie mit den Spitzen ihrer Zweige zu lieblosen. Der Goldginster erschloß sich auf ihrem Wege und ließ seine schönsten Wohlgerüche ausströmen. Das ganze Gebirge feierte sie.

Du kannst dir denken, Gringoire, ob unsere Ziege glücklich war. Kein Strick mehr, kein Pfahl mehr . . . nichts was sie hinderte umherzuspringen, nach Belieben zu weiden . . . Da gab es Kraut! bis über die Hörner, mein Lieber . . . Und was für Kraut! Wohlschmeckend, fein, zartblättrig, tausenderlei Art . . . Das war doch etwas anderes als der Rasen im Gehege. Und erst die Blumen! . . . Große blaue Glockenblumen, purpurroter Fingerhut mit langen Kelchen, ein ganzer Wald von wilden Blumen, die von berauschendem Saft überflossen! . . .

Halbtrunken wälzte sich die weiße Ziege mit den Beinen in der Luft darin umher und rollte mit den abgefallenen Blättern und den Kastanien um die Wette die Abhänge hinunter . . . Dann stellte sie sich plötzlich mit einem Sprunge auf die Füße. Hopp! da ging es fort, den Kopf vorgestreckt, durch Flur und Busch, bald auf eine Felsspitze, bald tief in eine Schlucht, oben, unten, überall . . . Es sah aus, als wären zehn Ziegen von Herrn Seguin in den Bergen.

Das macht, sie hatte vor nichts Angst, diese Blanquette.

Sie nahm mit einem Sprunge große Bäche, die sie dabei mit feuchtem Staub und Schaum bespritzten. Dann legte sie sich noch ganz triefend auf einen platten Fels und ließ sich von der Sonne trocknen . . . Einmal als sie mit einer Bohnenbaumblüte zwischen den Zähnen bis an den Rand einer Klippe gekommen war, bemerkte sie unten, ganz unten in der Ebene das Haus des Herrn Seguin mit dem Gehege dahinter. Da mußte sie Thränen lachen.

„Was das klein ist!“ sagte sie; „wie hab' ich es da drin nur aushalten können!“

Das arme Ding! auf ihrem hohen Standpunkt hielt sie sich wenigstens so groß wie die Welt...

Mit einem Wort, es war ein schöner Tag für Herrn Seguin's Ziege! Als sie gegen Mittag so rechts und links lief, geriet sie unter eine Herde von Gemshöckern, die in bester Arbeit waren, einen wilden Weinstock zu benagen. Unsere kleine Herumtreiberin im weißen Kleide machte Sensation. Man gab ihr den besten Platz am Weinstock und alle diese Herren waren sehr galant... Es scheint sogar, — das bleibt aber unter uns, Gringoire, — daß ein junger schwarzgefleckter Gemshock das Glück hatte unserer Blanquette zu gefallen. Die beiden Verliebten verloren sich für ein bis zwei Stunden ins Gehölz, und wenn du wissen willst, was sie sich sagten, so frage die schwachhaften Quellen danach, die unsichtbar unter dem Moose fließen.

*

Plötzlich kühlte sich die Luft ab. Die Berge wurden violett; der Abend war da... „Schon!“ sagte die kleine Ziege und blieb sehr erstaunt stehen.

Unten waren die Felder in Nebel getaucht. Herrn Seguin's Gehege verschwand im Dunst und von dem Häuschen sah man nur noch das Dach mit ein wenig Rauch; sie hörte die Glöckchen einer Herde, die man eintrieb, und fühlte sich ganz traurig... Ein heimkehrender Geierfalk streifte sie im Vorüberfliegen mit seinen Flügeln. Sie zitterte... Darauf hörte man ein langgezogenes Geheul im Gebirge:

„Hu! hu!“

Sie dachte an den Wolf; den ganzen Tag hatte das ausgelassene Tierchen nicht an ihn gedacht... Im selben Augenblick hörte man in weiter Entfernung im Thale ein Jagdhorn. Das war der gute Herr Seguin, der einen letzten Versuch machte.

„Hu! hu!“ heulte der Wolf.

„Komm zurück! komm zurück!...“ rief das Horn.

Blanquette hatte Lust heimzukehren; aber als sie an den Pfahl, den Strick, die Hecke des Geheges dachte, glaubte sie, sie würde ein solches Leben nicht mehr führen können, und daß es besser wäre zu bleiben...

Das Horn klang nicht mehr.

Die Ziege hörte hinter sich ein Rascheln von Blättern. Sie drehte sich um und sah in der Dunkelheit zwei kurze, ganz aufrecht stehende Ohren und zwei glänzende Augen... Das war der Wolf.

*

Mächtig groß, unbeweglich saß er da auf seinem Hinterteil und betrachtete die kleine weiße Ziege im Vorgeschnack ihres Genusses. Da er wohl wußte, daß er sie fressen würde, so beeilte der Wolf sich nicht; nur als sie sich umdrehte fing er boshaft an zu lachen: „Ha! ha! Herrn Seguin's kleine Ziege!“ und er streckte die gewaltige rote Zunge über seine dünnen Lippen.

Blanquette hielt sich für verloren... Als sie an die Geschichte der alten Renaude dachte, die die ganze Nacht gekämpft hatte um schließlich am Morgen doch gefressen zu werden, meinte sie einen Augenblick, es würde besser sein, sich nur gleich fressen zu lassen; doch bald änderte sie ihre Ansicht und stellte sich zur Wehr mit geneigtem Kopf und die Hörner vorgestreckt, wie es einer tapfern Ziege des Herrn Seguin zukam... nicht, daß sie gehofft hätte, den Wolf zu töten, — Ziegen töten keinen Wolf — sondern nur um zu sehen, ob sie eben so lange würde Stand halten können, wie die Renaude..

Jetzt kam das Ungeheuer näher und die kleinen Hörner begannen den Kampf.

O das brave Zicklein! wie mutig benahm es sich! Mehr als zehnmal, ich lüge nicht, Gringoire, zwang sie den Wolf zurückzuweichen um Atem zu schöpfen. Während dieser kurzen Waffenstillstände riß die Räucherin noch in der Eile ein Hälmchen von ihrem lieben Kraut ab und kehrte dann mit vollem Maule zum Gefecht zurück... Das dauerte so die ganze

Nacht. Von Zeit zu Zeit betrachtete Herrn Seguins Ziege die Sterne, die am klaren Himmel flimmerten, und sagte sich: „O! wenn ich nur bis zur Morgendämmerung aushalte!...“

Einer nach dem andern erloschen die Sterne. Blanquette verdoppelte ihre Stöße, der Wolf seine Angriffe... Ein bleicher Schimmer zeigte sich am Horizont... Der Schrei eines heiseren Hahnes tönt aus einem Meierhof. „Endlich!“ sagte das arme Tier, das nur noch den Tag abgewartet hatte, um zu sterben: und es streckte sich in seinem ganz mit Blut besleckten weißen Pelz zur Erde nieder...

Nun warf sich der Wolf auf die kleine Ziege und fraß sie auf.

*

Leb' wohl, Gringoire.

Die Geschichte, die du gehört hast, ist nicht von mir erfunden. Wenn du einmal nach der Provence kommst, so werden dir unsere Wirte oft erzählen „von Herrn Seguins Ziege, die die ganze Nacht mit dem Wolf kämpfte, und dann am Morgen hat der Wolf sie gefressen.“

Verstehest du mich auch, Gringoire?

„Und dann am Morgen hat der Wolf sie gefressen.“



5. Die Arleserin.

Wenn man von meiner Mühle niedersteigt, um ins Dorf zu gehn, so kommt man bei einem Mas vorüber, der an der Landstraße mitten in einem großen mit Ulmen bepflanzten Hofe liegt. Es ist das richtige Haus des provengalischen Wirtes mit seinem roten Ziegeldach, seiner braunen, mit unregelmäßig angebrachten Fenstern und Thüren versehenen Fassade, dann ganz oben die Wetterfahne auf dem Kornboden, die Rolle zum Hinaufwinden der Mühlsteine und einige vorstehende Büschel braunes Heu...

Weshalb war dieses Haus mir aufgefallen? Weshalb hatte dieses geschlossene Thor mir das Herz zugeschnürt? Ich hätte es nicht sagen können und doch überlief es mich kalt beim Anblick dieses Wohnhauses. Es lag eine zu große Stille darauf... Wenn man vorüber kam, so bellten die Hunde nicht, die Perlhühner flüchteten sich ohne zu schreien... Im Innern keine einzige Stimme! Nichts, nicht einmal das Geschrei eines Maultiers... Wären nicht die weißen Fenstergardinen und der vom Dache aufsteigende Rauch gewesen, man hätte das Gebäude für unbewohnt halten können.

Gestern Schlag zwölf kam ich aus dem Dorfe und hielt mich, um die Sonne zu vermeiden, an den Mauern des Wirtschaftshofes im Schatten der Ulmen... Auf der Straße, vor dem Mas waren schweigsame Knechte beschäftigt, eine Karre mit Heu zu beladen... Das Thor war offen geblieben. Ich warf einen Blick hinein und sah hinten auf dem Hofe, mit dem Kopf in den Händen, auf einen mächtigen Steintisch gestützt einen großen schneeweißen Greis mit einer zu kurzen Weste und zerlumpten Beinkleidern... Ich blieb stehen. Einer von den Männern sagte ganz leise: „Still! das ist der Wirt... So ist er seit dem Unglück seines Sohnes.“ In diesem Augenblick kam eine Frau mit einem kleinen Knaben, beide schwarz gekleidet, mit großen vergoldeten Gebetbüchern bei uns vorüber und traten in den Wirtschaftshof.

Der Mann fuhr fort: „... Die Wirtin und der Jüngste, die aus der Messe kommen. Sie gehen täglich hin, seit der junge Mensch sich den Tod gegeben hat... Ach, Herr, was für ein Jammer!... Der Vater trägt noch immer die Kleider des Toten; man kann ihn nicht bewegen sie abzulegen... Hü! du Vieh.“

Die Karre setzte sich in Bewegung. Ich aber, da ich mehr von der Sache erfahren wollte, bat den Rutscher um Erlaubnis, mich neben ihn setzen zu dürfen, und dort oben im Heu erfuhr ich nun die ganze herzerreißende Geschichte...

Er hieß Jan. Er war ein prächtiger Bauernbursch von zwanzig Jahren, sittsam wie ein Mädchen, fernig, mit offenem Gesicht. Da er sehr schön war, so waren die Weiber hinter ihm her; aber er hatte nur eine im Kopf — eine kleine Arleserin, ganz in Sammet und Spitzen, die er einmal in der Arena von Arles getroffen hatte... Im Mas sah man dieses Verhältniß zuerst nicht gern. Das Mädchen galt für kokett und ihre Eltern waren nicht aus der Gegend. Aber Jan begehrte seine Arleserin mit aller Gewalt. Er sagte: „Ich werde sterben, wenn ich sie nicht bekomme.“ Man mußte es also zugeben und beschloß, sie nach der Ernte zu verheiraten.

So sitzt die Familie denn eines Sonntags abends auf dem Hofe des Mas und ist eben mit ihrem Mahle zu Ende. Das selbe war beinahe ein Hochzeitsmahl. Die Braut war nicht dabei, aber man hatte die ganze Zeit auf ihr Wohl getrunken... Da zeigt sich ein Mann in der Thür und wünscht mit zitternder Stimme den Wirt allein zu sprechen. Estève steht auf und geht mit auf die Landstraße.

„Wirt,“ sagt der Mann, „Ihr beabsichtigt Euer Sohn mit einer Dirne zu verheiraten, die zwei Jahre lang meine Maitresse war. Was ich behaupte kann ich beweisen: da sind Briefe!... Die Eltern wissen alles und hatten sie mir versprochen; aber, seit Euer Sohn um sie wirbt, wollen weder sie noch die Schöne mehr etwas von mir wissen... Ich sollte aber doch denken, daß sie nun nicht mehr die Frau eines andern sein kann.“

„Es ist gut,“ sagte Estève, nachdem er die Briefe angesehen; „kommen Sie näher und trinken Sie ein Glas Muskat mit uns.“

„Ich danke!“ antwortete der Mann. „Ich habe mehr Kummer als Durst.“ Und er geht fort.

Der Vater kommt zurück ohne eine Miene zu verzeihen; er nimmt seinen Platz am Tische wieder ein und das Mahl geht fröhlich zu Ende...

Am Abend gingen Estève und sein Sohn zusammen in die Felder. Sie blieben lange draußen, als sie zurückkamen, wartete die Mutter noch.

„Frau,“ sagte der Wirt, als er ihr den Sohn brachte, „küsse ihn, er ist unglücklich.“

San sprach nicht mehr von der Arleserin. Doch liebte er sie immer noch, und sogar noch mehr als jemals, nachdem man sie ihm in den Armen eines andern gezeigt hatte. Er war nur zu stolz um zu reden; und das gab ihm den Tod, dem armen Jungen!... Zuweilen verbrachte er ganze Tage allein in einer Ecke, ohne sich zu rühren. Ein anderes Mal stürzte er sich wieder wütend in die Wirtschaft und leistete allein die Arbeit von zehn Tagelöhnern... Wenn der Abend kam, begab er sich auf den Weg nach Arles und ging immer darauf los, bis er im Westen die schlanken Glockentürme der Stadt sah. Dann kehrte er um. Niemals ging er weiter.

Als sie ihn immer so traurig und einsam sahen, wußten die Leute im Mas nicht mehr, was sie anfangen sollten. Man befürchtete ein Unglück... Als ihn seine Mutter einmal so bei Tische mit Thränen in den Augen sitzen sah, sagte sie:

„So höre, San, wenn du sie bei alledem noch willst, so werden wir sie dir geben...“

San machte eine verneinende Bewegung und ging hinaus...

Von dem Tage ab änderte er seine Lebensweise, und that immer vergnügt um seine Eltern zu beruhigen. Man sah ihn wieder bei den Bällen, im Wirtshaus, bei den Stierkämpfen. Bei der Wahl in Fontvieille führte er die Farandole an.

Der Vater sagte: „Er ist geheilt.“ Die Mutter dagegen hegte stets Befürchtungen und bewachte ihr Kind mehr als jemals... San schlief mit dem Jüngsten zusammen, dicht bei der Seidenwürmerstube; die arme Alte ließ sich ein Bett neben ihrem Zimmer aufstellen... Die Seidenwürmer könnten sie in der Nacht nötig haben.

So kam das Fest des heiligen Eligius, des Schutzpatrons der Landwirte heran.

Große Freude im Mas... Es gab neuen Schloßabzug für alle Welt und Weinmost, als wenn es welchen regnete. Dann

ließ man Petarden steigen, zündete Freudenfeuer an und behing die Ulmen mit bunten Laternen. . . Es lebe der heilige Eligius! Man tanzte die Farandole auf Tod und Leben. Der Jüngste verbrannte sich seine neue Bluse. . . Jan selbst sah zufrieden aus; er wollte mit seiner Mutter tanzen; die arme Frau weinte vor Freude darüber.

Um Mitternacht legte man sich zu Bett. Alles war schläfrig. . . Jan aber schlief nicht. Der Jüngste erzählte später, er hätte die ganze Nacht geschluchzt. . . Das kann ich euch sagen, der hat hinterher genug zu hören bekommen. . .

*

Am nächsten Morgen in der Dämmerung hört die Mutter jemand durch ihr Schlafzimmer laufen. Sie hatte ein Vorgefühl: „Jan, bist du's?“ Jan antwortet nicht, er ist schon auf der Treppe. Schleunigst ist die Mutter auf. „Jan, wohin gehst du?“ Er steigt auf den Kornboden; sie hinter ihm her. „Mein Sohn, um Gotteswillen!“ Er macht die Thür zu und schiebt den Riegel vor.

„Jan, mein Janchen, antworte mir. Was willst du thun?“ Tastend sucht sie mit ihren alten zitternden Händen den Drücker. . . Da wird ein Fenster geöffnet, das Geräusch eines Körpers auf den Fliesen im Hofe, weiter nichts. . .

Der arme Junge hatte gedacht: „Ich liebe sie zu sehr. . . Ich mache mich fort. . . O! wie elend ist es mit uns bestellt, und doch ist es eigentlich stark, daß die Verachtung die Liebe nicht ertöten kann! . . .“

*

An jenem Morgen fragten sich die Leute im Dorfe, wer wohl da unten in Estèves Mas so schreien könnte. Die Mutter war es, die vor dem mit Tau und Blut bedeckten steinernen Tische ihren toten Sohn in den Armen hielt und jammerte.



Das Maultier des Papstes.

Von allen hübschen Citaten, Sprichwörtern oder Sentenzen, mit denen unsere provengalischen Landsleute ihre Rede ausschmücken, kenne ich keine, die treffender und eigentümlicher wäre, wie die folgende. Funfzehn Vieues in der Runde sagt man bei meiner Mühle, wenn man von einem nachträgerischen, rachfüchtigen Menschen spricht: „Vor dem Manne nehmen Sie sich in acht! ... er ist wie das Maultier des Papstes, das seinen Fußtritt sieben Jahre lang aufspart.“

Ich habe lange nachgeforscht, woher dieses Sprichwort kommen könnte, was es mit diesem päpstlichen Maultier und diesem sieben Jahre aufgesparten Fußtritt auf sich habe. Niemand hier hat mich darüber aufklären können, selbst mein Querpfeifenbläser Francet Mamaï nicht, der doch seinen provengalischen Sagenschatz an den Fingerspitzen hersagen kann. Francet denkt wie ich, daß darüber irgend eine alte Chronik der Gegend von Avignon existiert; aber er hat niemals etwas weiteres darüber gehört, als das Sprichwort... „Sie werden es nur in der Grillen-Bibliothek finden,“ sagte der alte Flötenbläser lachend. Das schien mir ein guter Gedanke, und da ich die Grillen-Bibliothek vor meiner Thür habe, so schloß ich mich acht Tage darin ein.

Es ist das eine wunderbare, vorzüglich ausgestattete Bibliothek, die den Dichtern Tag und Nacht offen steht und von kleinen Bibliothekaren mit Cymbeln versehen wird, die einem die ganze Zeit über Musik machen. Ich habe dort einige köstliche Tage verlebt, und nachdem ich eine Woche lang Nachforschungen — auf dem Rücken — angestellt, habe ich endlich entdeckt, was ich suchte, nämlich die Geschichte meines Maultiers und seines famosen sieben Jahre lang aufgesparten Fußtritts. Die Geschichte ist hübsch, obschon etwas naiv, und ich will versuchen, sie euch so zu erzählen, wie ich sie gestern morgen in einem wetterfarbigen Manuscript gelesen habe, das schön nach trockenem Lavendel roch und Marienfäden als Besenzeichen hatte.

Wer nicht Avignon zur päpstlichen Zeit gesehen hat, der hat gar nichts gesehen. In Bezug auf Fröhlichkeit, Leben, Bewegung, Festlichkeiten, gab es niemals eine ähnliche Stadt. Vom Morgen bis zum Abend sah man Prozessionen, Pilgerzüge, die Straßen mit Blumen bestreut, mit Tribünen besetzt, Ankunft von Kardinälen auf der Rhone, im Winde flatternde Banner, bewimpelte Galeeren, die Soldaten des Papstes, die auf den Plätzen lateinisch sangen, das Geklapper der Bettelmönche; dann wieder in den Häusern, die sich summend um das päpstliche Schloß drängten, wie die Bienen um ihren Stock, von oben bis unten das Schnurren der Spitzenwebstühle, das Hin und Her der Schiffchen, die das Gold in die Messgewänder webten, die kleinen Hämmer der Eiseleure an den Messkännchen, die Resonanzböden, die man bei den Instrumentenmachern in Ordnung brachte, die singenden Weberinnen; — und darüber der Schall der Glocken und stets einige Tamburins, die man unten in der Gegend des Hafens schnarren hörte. Denn wenn bei uns das Volk zufrieden ist, so muß es tanzen; und da in jener Zeit die Straßen der Stadt für die Farandole zu eng waren, so postierten sich Querpfeifen und Tamburins auf die Brücke von Avignon im frischen Rhonewind, und dort tanzte man Tag und Nacht, ja, man tanzte... O! glückliche Zeit! glückliche Stadt! wo die Hellebarden nicht schnitten; wo man in die Staatsgefängnisse den Wein zum Kühlhalten legte! Niemals Teuerung, niemals Krieg!... So verstanden die Päpste des Comtats ihre Völker zu regieren, und deshalb hat ihr Volk sie so sehr betrauert!...

Besonders einer, ein guter Greis Namens Bonifacius, war darunter... O! wie viel Thränen sind bei dessen Tode in Avignon vergossen worden. Er war ein so liebenswürdiger, so leutseliger Fürst; kam er auf seinem Maultier dahergeritten, dann lächelte er die Leute so freundlich an, und wer bei ihm vorüberging — es mochte ein kleiner Rotfärber oder der Obervogt der Stadt sein — dem gab er so höflich seinen Segen! Ein wahrer Papst von Vvetot, aber von einem provengalischen Vvetot, mit einem feinen Lächeln, einem Meiranbüschel am Barett, und dabei nicht das kleinste Jeannettchen... Das einzige

Jeannettchen, von dem man je bei diesem guten Vater wußte, war sein Weinberg — ein kleiner Weinberg, den er selbst gepflanzt hatte, drei Vieues von Avignon im Myrtenwäldchen von Chateauneuf.

Alle Sonntag, wenn er aus der Vesper kam, suchte ihn der würdige Mann auf, um ihm den Hof zu machen; und wenn er dann da oben im schönen Sonnenschein saß, daneben sein Maultier, rund herum seine Kardinäle an den Weinstöcken gelagert, dann ließ er eine Flasche von seinem Gewächs aufziehen — von dem schönen rubinfarbenen Wein, der seitdem der Chateauneuf der Päpste genannt wird — und er trank ihn in kleinen Zügen und sah dabei gerührt seinen Weinberg an. Wenn dann die Flasche geleert war und der Tag sich neigte, so kehrte er mit seinem ganzen Kapitel hinter sich vergnügt nach der Stadt zurück; und kam er dann auf die Brücke von Avignon zwischen die Trommeln und Farandolen, so wurde sein Maultier von der Musik angeregt und verfiel in einen kleinen hüpfenden Paß, und er selbst schlug mit seinem Barett den Takt zum Tanz nach, woran die Kardinäle großen Anstoß nahmen, während das Volk dazu rief: „O! der gute Fürst! O! der brave Papst!“

Was aber der Papst nächst seinem Weinberge von Chateauneuf am meisten liebte, das war sein Maultier. Der gute Mann war ganz hingenommen von diesem Tier. Jeden Abend, bevor er schlafen ging, sah er erst nach, ob sein Stall gut verschlossen wäre, ob nichts in der Krippe fehlte, und er wäre niemals von Tische aufgestanden, ohne zuvor einen großen Humpen mit Franzwein mit vielem Zucker und Gewürz zurecht machen zu lassen, den er ihm, trotz der Bemerkungen seiner Kardinäle, mit eigenen Händen hinbrachte... Man mußte auch zugestehn, daß das Tier dessen wert war. Es war ein schönes schwarzes, rotgesprenkeltes Maultier, mit sicherem Gang, glänzender Haut, breitem und vollem Kreuz, das stolz seinen kleinen trocknen, über und über mit Glittern, Schleifen, silbernen Glöckchen und Quasten verzierten Kopf trug; dabei sanft wie ein Lamm, mit klugen Augen und zwei langen, stets beweglichen Ohren, die ihm ein gutmütiges Aussehen gaben...

Ganz Avignon hielt es hoch, und schritt es durch die Straßen, so sagte man ihm die schönsten Artigkeiten; denn jeder kannte das als das beste Mittel, bei Hofe gut angeschrieben zu stehn, und wußte, daß das Maultier des Papstes mit seiner unschuldigen Miene mehr als einem zu seinem Glücke verholfen hatte, wie es Tistet Bédène und sein wunderbares Schicksal zeigten.

Dieser Tistet Bédène war von Hause aus ein dreister Schlingel, den sein Vater, der Goldschmied Guy Bédène, hatte fortjagen müssen, weil er nichts thun wollte und die Lehrburschen verdarb. Sechs Monate lang sah man ihn in allen Gassen von Avignon umherlungern, aber hauptsächlich in der Nähe des päpstlichen Palastes; denn der Schelm trug sich schon lange mit einem Plan in betreff des päpstlichen Maultiers und ihr werdet bald sehn, daß es sich um einen böshaften Streich handelte... Als Se. Heiligkeit eines Tages ganz allein an den Wällen mit seinem Tier spazieren ritt, da spricht ihn denn auch mein Tistet an, schlägt mit bewundernder Miene die Hände zusammen, und sagt: „O, mein Gott! Allerheiligster Vater, was habt Ihr da für ein herrliches Maultier!... Haltet ein wenig still, daß ich es ansehen kann... O! lieber Papst, was für ein schönes Maultier!... Solch eins hat nicht einmal der deutsche Kaiser.“ Und er liebte es und sprach zu ihm sanft, wie zu einem Fräulein: „Komm doch, mein Juwel, mein Schatz, meine Perle...“ Und der gute Papst dachte ganz gerührt: „Was für ein guter kleiner Junge das ist!... Wie artig er mit meinem Maultier umgeht!“ Und wißt ihr, was nun am nächsten Tage geschah? Tistet Bédène vertauschte seine alte Jacke mit einer schönen spitzenbesetzten Kapuzenpelerine, einem Mäntelchen aus violetter Seide, und Schnallenschuhen, und trat in die päpstliche Chorknaben-Singschule, wo so lange nur Söhne vom Adel und Kardinalsneffen zugelassen worden waren... Da sieht man, was die Intrigue vermag!... Aber Tistet blieb dabei nicht stehen.

Einmal im Dienste des Papstes, setzte der Schelm das Spiel fort, das ihm so gut gelungen war. Unverschämt gegen jedermann, hatte er nur Rücksichten und Aufmerksamkeiten für das

Maultier, und stets traf man ihn auf dem Schloßhofe mit einer Hand voll Hafer oder einem Bündel Sparsette, deren rosa Blütenbüschel er sanft schüttelte und dabei nach dem Balkon des heiligen Vaters mit einer Miene hinauffah, die sagen sollte: „He!... für wen mag das wohl sein?...“ Das ging so lange, bis schließlich der gute Papst, der fühlte, daß er alt wurde, sich entschloß, ihm die Aufsicht über den Stall anzuvertrauen und dem Maultier seinen Humpen mit Franzwein bringen zu lassen; und das war den Kardinälen ganz außer allem Spaß.

*

Und daselbe war mit dem Maultier der Fall... Es sah jetzt immer, wenn die Stunde für seinen Wein herannahete, fünf oder sechs kleine Chorschüler bei sich eintreten, die sich mit ihren Mäntelchen und ihren Spitzen eiligst ins Stroh streckten; dann erfüllte gleich darauf ein schöner warmer Duft von Zimmt und Gewürzen den Stall und Tistet Bédène erschien mit dem Humpen Franzwein, den er vorsichtig in der Hand hielt. Damit begann die Folterqual für das arme Tier.

Dieser Würzwein, den es so sehr liebte, der es warm hielt, der ihm Flügel verlieh, hatte man die Grausamkeit ihm an die Krippe zu bringen und daran riechen zu lassen; hatte es nun die Rüstern voll davon, dann auf Nimmerwiedersehn! Die schöne rosenrote Flüssigkeit verschwand ganz und gar in Schlunde jener Spitzbuben... Und wenn sie es noch dabei hätten bewenden lassen, ihm seinen Wein zu stehlen; aber sie wurden zu wahren Teufeln, diese kleinen Bengel, wenn sie erst getrunken hatten!... Der eine zog es an den Ohren, der andere am Schwanz; Quiquet stieg ihm auf den Rücken, Béluguet paßte ihm sein Varet auf, und keinem einzigen dieser Schlingel fiel es ein, daß das brave Tier sie mit einer einzigen Bewegung, einem einzigen Fußtritt bis zum Polarstern oder noch weiter hätte befördern können... Aber nein! Man ist nicht umsonst das Maultier des Papstes, das Maultier für das Segenerteilen und den Ablass... Die Knaben konnten thun was sie wollten, es geriet nicht in Born; und

sein ganzer Groll beschränkte sich auf Tistet Bedène... Merkte es, daß dieser hinter ihm stand, so suchte es ihm im Huf und wahrlich, es wußte wohl weshalb. Dieser Taugenichts, der Tistet, spielte ihm so böse Streiche! er erfand so arge Grausamkeiten, wenn er getrunken hatte!...

Dieß er sich's nicht einfallen mit ihm eines Tages in den Glockenturm der Chorschule hinaufzusteigen, ganz nach oben, auf der Spitze des Schlosses!... Und was ich euch da erzähle ist kein Märchen, zweimalshunderttausend Provingalen haben es gesehen. Ihr könnt euch die Angst dieses unglücklichen Maultiers vorstellen, als es, nachdem es im Dunkeln eine Stunde lang eine Wendeltreppe mit wer weiß wie vielen Stufen hinaufgeklettert war, sich plötzlich auf einer Plattform im blendenden Sonnenlicht befand, und tausend Fuß unter sich ein phantastisches Avignon erblickte, die Buden auf dem Markt nicht viel größer als Muscheln, die Soldaten des Papstes vor ihrer Kaserne wie rote Ameisen, und dort unten auf einem Silberfaden eine kleine mikroskopische Brücke, wo getanzt wurde, ja, getanzt wurde. — O das arme Tier! welches Entsetzen! Von dem Schrei, den es darüber ausstieß, erzitterten alle Fenster des Schlosses.

„Was hat es nur? was thut man ihm?“ rief der gute Papst, der auf seinen Balkon gestürzt kam.

Tistet Bedène war schon wieder auf dem Hofe, weinte und that als wenn er sich die Haare ausraufen wollte: „O! allerheiligster Vater, was es giebt!... Euer Maultier... Mein Gott! was soll aus uns werden?... Euer Maultier ist ja auf den Glockenturm gestiegen...“

„Ganz allein???“

„Ja, allerheiligster Vater, ganz allein... Seht! seht nur da oben... Seht Ihr wie die Spitzen seiner Ohren hervorkommen?... Man sollte meinen, es wären zwei Schwalben!...“

„Barmherzigkeit!“ rief der arme Papst, und erhob die Augen... „Ist es denn toll geworden? Es wird sich umbringen... Unglückliches Tier, willst du gleich herunter!...“

Weiß der Himmel! es wäre schon ganz gern heruntergekommen...; aber wie? An die Treppe war nicht zu denken:

daß geht wohl noch zum Hinaufsteigen; aber beim Hinabsteigen könnte man sich tausendmal die Beine brechen... Und das arme Tier geriet in Verzweiflung, und indem es seine großen vom Schwindel erfaßten Augen rund um die Plattform schweifen ließ, dachte es an Tistet Bédène:

„O du Bandit, wenn ich hier davontomme..., was sollst du morgen für einen Fußtritt haben!“

Dieser Gedanke an den Fußtritt brachte ihm wieder ein wenig Mut in die Beine; sonst hätte es sich nicht halten können... Endlich gelang es, das arme Tier herunter zu ziehen, aber das war keine kleine Aufgabe. Man benutzte dazu eine Winde, Stricke und eine Tragbahre. Und ihr könnt euch wohl vorstellen, was das für eine Demütigung für ein päpstliches Maultier war, als es sich in dieser Höhe hängen sah, mit den Füßen in der Luft umherfuchtelnd wie ein Makäfer am Faden! Und dabei ganz Avignon als Zuschauer!

Das unglückliche Tier konnte die ganze Nacht darüber kein Auge zuthun. Es kam ihm immer vor, als drehte es sich auf dieser verdamnten Plattform und hörte unter sich das Gelächter der ganzen Stadt. Dann dachte es auch wieder an diesen abscheulichen Tistet Bédène und an den netten Fußtritt, den es ihm morgen verabreichen würde. O, meine Freunde, und was für einen Fußtritt! In Pampelona sollte man den Staub davon sehen... Was denkt ihr aber wohl, that Tistet Bédène, während ihm dieser schöne Empfang im Stalle zugebracht wurde? Er schwamm auf einer päpstlichen Galeere singend die Rhone hinunter und begab sich mit der Schar von jungen Adligen, die die Stadt jedes Jahr zur Königin Johanna schickte, um sich in der Diplomatie und feinen Lebensart auszubilden, nach Neapel. Tistet war nicht ablig; aber der Papst wünschte ihn für die guten Dienste, die er seinem Tiere geleistet und besonders für den Eifer, den er am Tage von dessen Errettung bewiesen, zu belohnen.

So fühlte sich denn das Maultier am nächsten Morgen recht enttäuscht! „O der Bandit! er hat etwas gemerkt!... dachte es, und schüttelte wütend seine Glöckchen...; aber gleichviel, geh, Glender! du sollst deinen Fußtritt haben, wenn du

wiederkommst... ich verwahre ihn dir!!“ Und es verwahrte ihn ihm.

Nach Tristets Abreise begann für das Maultier des Papstes wieder die gewöhnliche Lebensweise und der frühere Zustand. Kein Quinquet, kein Beluguet ließ sich mehr im Stalle blicken. Die schönen Tage des Franzweines waren wieder erschienen und damit auch die gute Laune, die langen Siestas und der kleine Gavotteschritt, wenn es über die Brücke von Avignon ging. Doch zeigte man ihm seit seinem Abenteuer immer eine gewisse Kälte in der Stadt. Es gab ein Geflüster, wenn es sich sehen ließ; die alten Leute schüttelten den Kopf, die Kinder lachten und zeigten auf den Glockenturm. Selbst der gute Papst hatte nicht mehr das alte Vertrauen zu seiner Freundin, und wenn er sich Sonntags beim Rückwege vom Weinberg zu einem kleinen Schläfchen auf ihrem Rücken verleiten ließ, so behielt er doch immer den Hintergedanken: „Wenn ich jetzt da oben auf der Plattform aufwachen sollte!“ Das Maultier litt darunter, ohne etwas zu sagen; nur wenn man in seiner Gegenwart den Namen Tistet Bédène aussprach, zitterten seine langen Ohren und es schärfte mit leichtem Bachen seine Hufeisen auf dem Pflaster...

So vergingen sieben Jahre, bis nach Ablauf derselben Tistet Bédène aus Neapel zurückkehrte. Seine Zeit dort war noch nicht um; aber er hatte erfahren, daß der Erste Senfmacher¹ des Papstes plötzlich in Avignon gestorben war, und da diese Stelle ihm gut dünkte, so war er in aller Eile gekommen, sich an der Bewerbung zu beteiligen.

Als der Ränkeschmied, der Bédène, in den Saal des Schlosses trat, erkannte ihn der heilige Vater zuerst kaum, so war er gewachsen und vollkommener geworden. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß seinerseits der gute Papst gealtert war, und ohne Brille nicht mehr recht sehen konnte.

Tistet verlor nicht die Fassung.

¹ Er hält sich für den Ersten Senfmacher (moutardier) des Papstes — sagt man von einem mittelmäßigen Menschen, der sich sehr bedeutend vor-
kommt. (Littre, Dictionnaire.)

„Wie! Allerheiligster Vater, Ihr kennt mich nicht mehr?... Ich bin's, Tistet Bédène!..."

„Bédène?"...

„Nun ja, Ihr wißt doch... der Euerm Maultier immer den Franzwein brachte."

„Ach ja! ... ja ... ich entsinne mich ... Ein guter kleiner Kerl, der Tistet Bédène... Und was will er jetzt von Uns?"

„O! eine Kleinigkeit, allerheiligster Vater... Ich wollte Euch bitten... Aber sagt doch, habt Ihr immer noch Euer Maultier? Und geht es ihm gut? — O! um so besser!... Ich wollte Euch um die Stelle des Ersten Senfmachers bitten, der gestorben ist."

„Du, Erster Senfmacher!... Aber du bist zu jung. Wie alt bist du denn?"

„Zwanzig Jahr und zwei Monat, erhabener Papst, gerade fünf Jahr älter als Euer Maultier... O, ewige Herrlichkeit, das brave Tier!... Wenn Ihr wüßtet, wie lieb ich dies Maultier hatte..., wie ich mich in Italien nach ihm gebangt habe!... Darf ich es nicht sehn?"...

„Ja, mein Kind, du sollst es sehen," sagte ganz gerührt der Papst... „Und da du es so lieb hast, das brave Tier, so sollst du auch nicht mehr weit von ihm wohnen. Von heute ab nehme ich dich in meinen persönlichen Dienst als Erster Senfmacher. Meine Kardinäle werden schreien, aber laß sie! das bin ich gewöhnt... Komm morgen nach Beendigung der Vesper zu Uns, dann werden Wir dir die Insignien deiner Würde in Gegenwart Unseres Kapitels überreichen, und dann — führe ich dich zum Maultier und du wirst mit uns beiden nach dem Weinberg kommen ... Was meinst du dazu? Aber nun geh..."

Ob Tistet Bédène zufrieden war, als er den großen Saal verließ und mit welcher Ungeduld er die Ceremonie des nächsten Tages erwartete, brauche ich euch wohl nicht zu sagen. Und doch gab es im Schlosse noch ein glücklicheres und ungeduldigeres Wesen als ihn: und das war das Maultier. Seit Bédènes Rückkehr bis zur Vesper des folgenden Tages hörte das schreckliche Tier nicht auf, sich mit Hafer

vollzupfropfen und mit seinen Hufen gegen die rückwärtige Wand zu schleudern. Es bereitete sich gleichfalls auf die Ceremonie vor...

So betrat denn Tistet Bédène am folgenden Tage nach Abhaltung der Vesper den Hof des päpstlichen Schlosses. Die ganze hohe Geistlichkeit war dort versammelt, die Kardinäle in roten Gewändern, der Anwalt des Teufels¹ in schwarzem Sammet, die Klosteräbte mit ihren kleinen Mützen, die Kirchenvorsteher von Sanct Agrico, die violetten Mäntelchen der Chorschule, auch die niedere Geistlichkeit, die Soldaten des Papstes in großer Uniform, die drei Büsser-Brüderschaften, die Eremiten vom Berge Ventour mit ihrer wilden Miene und dem kleinen Diegner, der hinter ihnen geht und das Glöckchen trägt, die Geißlerbrüderschaft, nackt bis zum Gürtel, die Sakristane blumengeschmückt in Richterroben, alle, alle, bis zu den Weihwasserschöpfern und dem Kerzenanzünder und dem Kerzenauslöcher: kein einziger fehlte... O! es war eine schöne Ordination! Glocken, Petarden, Sonne, Musik, und dabei immer die rasenden Tamburins, die den Tanz auf der Brücke von Avignon begleiteten....

Als Bédène inmitten der Versammlung erschien, erweckten sein stattliches Aussehn und seine schöne Haltung ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung. Er war ein prächtiger Provençale, aber von der blonden Art, mit langen krausen Locken und einem kleinen Bärtchen, das aus Edelmetallspähnen vom Grabstichel seines Vaters des Goldarbeiters zu bestehen schien. Es ging das Gerücht, daß in diesem blonden Bart die Finger der Königin Johanna zuweilen gespielt hätten; und der sire de Bédène hatte auch in der That ganz die stolze Miene und den zerstreuten Blick der Männer, die von den Königinnen geliebt worden sind. An dem Tage hatte er, seinem Volke zu Ehren, seine neapolitanische Kleidung mit einem rosa gestickten provengalischen Wams vertauscht, und

¹ *Avocat du diable*, derjenige, der bei einer theologischen Disputation die Einwände vorbringt. — Bezeichnung für jemanden, der eine schlechte Sache verteidigt. (*Litré, Dictionnaire.*)

auf seiner Kappe schwanke eine große Ibsisfeder von der Camargue.

Bei seinem Eintritt grüßte der Erste Senfmacher mit höflicher Miene, und wendete sich dann zu der hohen Freitreppe, wo der Papst ihn erwartete, um ihm die Insignien seiner Würde zu überreichen: den Löffel aus gelbem Buchsbaumholz, und das safrangelbe Kleid. Das Maultier stand unten an der Treppe in vollem Geschirr und fertig nach dem Weinberg aufzubrechen... Als er bei ihm vorüberkam, lächelte Tistet Bédène freundlich und blieb stehen um ihm ein paarmal freundschaftlich auf den Rücken zu klapsen, wobei er nach dem Papst hinschielte, ob derselbe es auch bemerkte. Die Stellung war günstig... Das Maultier holte aus. „Wart! jetzt habe ich dich! da, Bandit! Sieben Jahre hab' ich ihn dir aufgespart!“ Und es verabreichte ihm einen so furchtbaren, so furchtbaren Hufschlag, daß man den Staub davon selbst bis Pampelona sah, eine helle Staubwolke, in der eine Ibsisfeder umherflog; und das war alles, was von dem unglücklichen Tistet Bédène übrig blieb!...

Für gewöhnlich wirken die Fußtritte der Maultiere nicht so zerschmetternd; aber dies war ein päpstliches Maultier und dann, müßt ihr bedenken, hatte es ihn sieben Jahre aufgespart... Man kennt kein schöneres Beispiel geistlicher Rache.



7. Der Leuchtturm auf den Sanguinaires.

Diese Nacht konnte ich nicht schlafen, der Mistral wütete, und seine laute Stimme hielt mich bis zum Morgen wach. Von der schwerfälligen Bewegung ihrer verstümmelten Flügel, die im Winde pfeifen, wie die Takelage eines Schiffes, trachte die ganze Mühle. Schmetternd flogen die Ziegel vom Dach. In der Ferne bewegten sich die dichtgedrängten Fichten, die den Hügel bedeckten, und rauschten in der Dunkelheit. Man konnte sich auf das offene Meer versetzt glauben.

Das erinnerte mich recht an meine schönen schlaflosen Nächte vor drei Jahren, als ich auf dem Leuchtturm der Sanguinaires drüben an der korsischen Küste, am Eingange des Golfs von Ajaccio wohnte.

Das war auch ein hübsches Plätzchen, das ich zum Träumen und Alleinsein herausgefunden hatte.

Denkt euch eine rötliche Insel von wildem Aussehn; auf einer Spitze der Leuchtturm, und auf der andern eine alte genuesische Warte, wo zu meiner Zeit ein Adler horstete. Unten am Strande ein verfallenes Lazaret, überall von Gras überwuchert; dann Schluchten, Gebüsch, große Felsen, einige wilde Ziegen, kleine korsische Pferde, die mit fliegender Mähne umhersprangen; endlich oben, ganz oben, in einer Wolke von Seebögeln das Gebäude des Leuchtturms mit seinem Altan aus weißem Mauerwerk, wo die Wächter auf und ab spazieren, der grünen Spitzbogenthür, dem kleinen Turm aus Eisenguß und darüber die mächtige Laterne mit den geschliffenen Spiegelscheiben, die in der Sonne strahlt und selbst am Tage Licht verbreitet... Das war die Insel der Sanguinaires, wie ich sie diese Nacht wieder gesehen habe, als ich meine Fichten knarren hörte. In diese verzauberte Insel vergrub ich mich zuweilen, bevor ich eine Mühle besaß, wenn ich das Bedürfnis nach freier Luft und Einsamkeit empfand.

Was ich dort that?

Was ich hier thue, und noch weniger. Wenn der Mistral oder der Tramontane nicht zu stark wehen, legte ich mich zwischen zwei Felsen fast in einer Linie mit der Wasserfläche, mitten unter die Möven, die Amseln, die Schwalben und blieb dort fast den ganzen Tag in der köstlichen Betäubung und Mattigkeit liegen, die die Betrachtung des Meeres zuwege bringt. Ihr kennt doch diesen hübschen Seelenrausch? Man denkt nicht, und man träumt auch nicht. Unser ganzes Sein entschlüpft, entfliegt, verflüchtigt sich. Man glaubt die Möve zu sein, die untertaucht, der Schaum, der zwischen zwei Wellen in der Sonne sprüht, der weiße Rauch jenes Dampfers in der Ferne, jener kleine Korallenfischer mit dem roten Schleier, diese Wasserperle, diese Nebelflocke, alles, außer das eigene

Selbst... O! wie viel schöne Stunden habe ich so auf meiner Insel im Halbschlaf und Hindämmern verbracht!...

An den Tagen, wo der Wind zu stark war, so daß man am Wasser nicht bleiben konnte, schloß ich mich auf dem Hofe des Lazarets ein, einem kleinen melancholischen Hof, der ganz von Rosmarin und wilдем Absynth durchwürzt war, und ließ mich dort, gegen einen alten Mauerrest gelehnt, sanft von dem Schauer der Verlassenheit und Trauer beschleichen, der zugleich mit der Sonne die kleinen Steinzellen erfüllte, welche rund umher wie ehemalige Gräber offen standen. Von Zeit zu Zeit ein Klopfen an die Thür, ein leichter Sprung im Grase... Es war eine Ziege, die gekommen war, an dem windgeschützten Orte zu weiden. Als sie mich bemerkte, blieb sie verdukt stehen, und pflanzte sich mit lebhaftem Blick und aufgerichteten Hörnern vor mich hin, wobei sie mich mit kindlichen Augen betrachtete...

Gegen fünf Uhr rief mich das Sprachrohr der Wächter zum Essen. Ich schlug dann einen kleinen Fußsteig ein, der durch das Gebüsch vom Meere aus in die Höhe führte und kam auf diese Weise allmählich zum Leuchtturm, indem ich mich bei jedem Schritt nach diesem unermesslichen Horizont von Wasser und Licht umsaß, der sich in dem Maße wie ich emporstieg zu erweitern schien.

*

Dort oben war es reizend. Ich sehe noch den schönen Speisesaal mit den breiten Fliesen und dem Eichengetäfel vor mir; in der Mitte dampfte die Fischsuppe, die Thür nach dem weißen Altan stand weit offen und ließ uns den ganzen westlichen Horizont überschauen... Da standen die Wächter und warteten auf mich, ehe sie sich zu Tische setzten. Es waren ihrer drei, ein Marseiller und zwei Korsen, alle drei klein, bärtig, mit demselben lohbraunen, rissigen Gesicht, demselben pelone (Kapuzenmantel) aus Ziegenfell, aber in Wesen und Temperament durchaus entgegengesetzter Natur.

An der Lebensweise dieser Leute erkannte man sofort die

Verschiedenheit der beiden Stämme. Der Marseiller, betriebsam und lebhaft, immer geschäftig, stets in Bewegung, durchstrich die Insel vom Morgen bis zum Abend und trieb Gärtnerei, fischte, sammelte Gott weiß was, begab sich ins Gehölz, um im Vorüberkommen eine Ziege zu melken, und hatte stets ein Nioli oder eine Fischsuppe am Feuer.

Die Korfen dagegen bekümmerten sich außer ihrem Dienst absolut um gar nichts; sie sahen sich als Beamte an und verbrachten ihre ganzen Tage damit, in der Küche unendliche Scopa-Parteien zu spielen, wobei sie sich nur unterbrachen, wenn sie sich mit ernster Miene ihre Pfeifen wieder anzündeten und in der hohlen Hand mit der Schere große grüne Tabakblätter zerkleinerten...

Übrigens waren sowohl der Marseiller wie die Korfen alle drei gute, einfache, kindliche Leute, und voller Zuvorkommenheit für ihren Gast, obgleich derselbe ihnen im Grunde als ein recht wunderlicher Heiliger erscheinen mußte...

Denkt doch! hierher zu kommen, um sich zu seinem Vergnügen im Leuchtturm einzuschließen!. Und sie finden doch die Tage hier so lang, und sind so glücklich, wenn die Reihe an sie kommt, ans Land zu gehen... In der schönen Jahreszeit trifft sie dieses große Glück alle Monat. Zehn Tage am Lande auf dreißig Tage Leuchtturm, so lautet die Bestimmung aber im Winter und in der schlechten Jahreszeit verliert die Bestimmung ihre Kraft. Der Wind weht, die See steigt, die Sanguinaires sind weiß von Schaum, und die Wächter, die gerade im Dienste sind, bleiben zwei oder drei Monate hintereinander abgesperrt, oft in der furchtbarsten Lage.

„Hören Sie nur, was mir begegnet ist,“ erzählte mir einmal beim Essen der alte Bartoli, „hören Sie, was mir vor fünf Jahren an diesem selben Tische an einem Winterabend begegnet ist. Wir waren an jenem Abend nur unser zwei im Leuchtturm, ich und ein Kamerad, Namens Ichéco... Die anderen waren am Lande, krank, auf Urlaub, ich weiß schon nicht mehr... Wir beendigten sehr still unsere Mahlzeit. Da hört plötzlich mein Kamerad auf zu essen, sieht mich einen Augenblick mit sonderbaren Augen an, und, puff! fällt er

mit den Armen nach vorne auf den Tisch. Ich zu ihm hin schüttle ihn, rufe ihn:

„O Tché!... O Tché!...“

Kein Laut! er war tot... Sie können sich meine Erschütterung denken! Ich blieb länger als eine Stunde starr und zitternd vor dem Leichnam sitzen, dann kam mir plötzlich der Gedanke: „Aber der Leuchtturm!“ Ich hatte nur gerade noch Zeit in die Laterne hinaufzusteigen und anzuzünden. Die Nacht war schon da... Und was für eine Nacht, Herr! Das Meer, der Wind, hatten nicht mehr ihre natürliche Stimme. Jeden Augenblick kam es mir vor, als wenn mich jemand auf der Treppe rief... Und dabei ein Fieber, ein Durst! Aber man hätte mich nicht vermocht, hinabzusteigen... ich hatte eine zu große Angst vor dem Toten. Doch fand sich mit der Morgendämmerung auch der Mut wieder ein wenig bei mir ein. Ich trug meinen Kameraden auf sein Bett, breitete nach einem Gebet ein Tuch über ihn, und nun schnell das Alarm-Signal.

Unglücklicherweise war die See zu grob; ich rief und rief vergebens, niemand kam... So war ich denn mit meinem armen Tchéco allein im Leuchtturm, und wer konnte wissen, wie lange... Ich hoffte, ich würde ihn bis zur Ankunft des Schiffes bei mir behalten können! aber nach drei Tagen war es nicht mehr möglich... Was war zu thun? ihn hinaustragen? begraben? Der Felsen war zu hart und es giebt so viele Klüften auf der Insel. Es wäre ein Jammer gewesen, ihnen diesen Christen zu überlassen. Da kam ich auf den Einfall, ihn nach einer Belle des Lazarets zu schaffen... Dieses traurige Geschäft kostete mich einen ganzen Nachmittag, und ich kann Sie versichern, es gehörte Mut dazu... Wissen Sie, Herr, noch heutigen Tages, wenn ich an einem stürmischen Nachmittag nach jener Seite der Insel hinabsteige, kommt es mir vor, als hätte ich noch immer den Toten auf dem Rücken.“

Armer alter Bartoli! Der Schweiß rann ihm schon von der Stirn, wo er nur daran dachte.

So verging uns die Mahlzeit mit langem Geplauder über den Leuchtturm und das Meer, Erzählung von Schiffbrüchen, und Geschichten von korsischen Banditen ... Wenn es dann Abend wurde, zündete der Wächter, der das erste Viertel hatte, seine kleine Lampe an, nahm seine Pfeife, seine Kürbißflasche, einen großen Plutarch mit rotem Schnitt, der die ganze Bibliothek der Sanguinaires ausmachte, und verschwand nach oben. Einen Augenblick später gab es im ganzen Turm ein Gerassel von Ketten, von Rollen und von großen Uhrgewichten, die aufgezogen wurden.

Ich selbst setzte mich während dessen auf dem Altan nieder. Die schon sehr tief stehende Sonne sank immer schneller zum Meere hinab und zog den ganzen Horizont nach sich. Der Wind wurde frisch, die Insel nahm eine violette Färbung an. Am Himmel kam mit schwerem Fluge ein großer Vogel an mir vorüber: es war der Adler von der genuesischen Warte, der heimkehrte ... Allmählich stieg der Nebel aus dem Meere auf. Bald sah man nur noch die Schaumspitzen dicht um die Insel ... Plötzlich leuchtete über meinem Kopfe eine große milde Lichtflamme auf. Das Leuchtfeuer war angezündet worden. Der helle Strahl ließ die ganze Insel im Dunkeln und fiel weithin auf die See, so daß ich mich unter diesen großen Lichtwellen, die mich kaum streiften, in tiefer Nacht befand ... Aber der Wind wurde noch frischer. Ich mußte hineingehen. Im Dunkeln tappend schloß ich die große Pforte, legte ich die eisernen Stangen davor; dann betrat ich immer weiter tappend eine kleine gußeiserne Treppe, die unter meinen Tritten zitterte und klang, und gelangte so auf die Spitze des Leuchtturmes. Ja, da war Licht.

Denkt euch eine riesige Carcellampe mit sechs Reihen Brennern, um die sich langsam die Seitenwände der Laterne drehen, die einen mit einer gewaltigen Kristalllinse versehen, die andern mit einer großen unbeweglichen Scheibe, die die Flamme vor dem Winde schützt ... Beim Eintreten war ich vollständig geblendet. Dieses Kupfer und Zinn, diese Reflektoren von Weißmetall, diese Wände von gewölbtem Kristall, die sich in großen bläulichen Kreisen drehten, all dieser

Spiegelglanz, all dieses Lichterfunkel verursachte mir einen Augenblick Schwindel.

Allmählich jedoch gewöhnten sich meine Augen daran, und ich setzte mich dicht unter die Lampe neben den Wächter, der seinen Blutarch laut las, um nicht einzuschlafen...

Draußen die Finsternis, der Abgrund. Auf dem kleinen Balkon, der um die Fenster läuft, bläst und heult der Wind wie toll. Der Leuchtturm kracht, das Meer dröhnt. Auf der Spitze der Insel, an der Brandung hört sich der Wogenanprall wie Kanonenschläge an... Zuweilen schlägt eine unsichtbare Hand an die Scheiben: irgend ein Nachtvogel, den das Licht anzieht und der sich an dem Kristall den Kopf zerschlägt... In der funkelnden und heißen Laterne nichts als das Knistern der Flamme, der Ton vom Abtropfen des Öls, vom Abwickeln der Kette, und eine monotone Stimme, die die Lebensgeschichte des Demetrius von Phaleros ableiert...

Um Mitternacht erhob sich der Wächter, warf einen letzten Blick auf seine Brenner und wir stiegen hinab. Auf der Treppe begegnete man dem Kameraden vom zweiten Viertel, der sich im Hinaufsteigen die Augen rieb; man übergab ihm die Kürbisflasche, den Blutarch... Dann traten wir, bevor wir uns zu Bette legten einen Augenblick in den Unterraum, der ganz voll Ketten, großen Gewichten, Zinngefäßen und Stricken lag und dort schrieb der Wächter beim Scheine seiner kleinen Lampe in das große, stets offen liegende Buch des Leuchtturms:

Mitternacht. Grobe See. Sturm. Schiff auf offenem Meer.



8. Der Todeskampf der Sémillante.

Da der Mistral der vorigen Nacht uns nun einmal an die korsische Küste geworfen hat, so will ich euch eine schreckliche Seegeschichte erzählen, von der die Fischer dort drüben zuweilen bei der Nachtwache reden, und über die mir der Zufall sehr merkwürdige Nachrichten geliefert hat.

... Es ist zwei oder drei Jahre her.

Ich besuhr das Sardinische Meer in Gesellschaft von sieben bis acht Matrosen eines Zollschiffes. Harte Fahrt für einen Neuling. Den ganzen März über hatten wir keinen einzigen guten Tag. Der Ostwind schien es förmlich auf uns abgesehen zu haben und die See wollte sich nicht mehr glätten.

Als wir uns eines Abends vor dem Sturm flüchteten, suchte unser Schiff im Eingange der Meerenge von Bonifacio, zwischen einer Gruppe von kleinen Inseln Schutz... Ihr Anblick hatte nichts Einladendes: große kahle Felsen, bedeckt mit Vögeln, einige Stauden Absynth, Mastixgebüsch und hier und dort im Schlamm Stücke faulenden Holzes; aber für die Nacht waren diese trübseligen Felsen doch noch besser als die Hütte einer halbgedeckten Barke, wo die See eindrang, als wenn sie sich darin zu Hause fühlte, und wir begnügten uns.

Raum waren wir an Land und die Matrosen machten Feuer zur Fischsuppe an, als mich der Patron zu sich rief und sagte, indem er auf ein kleines weißes, in Nebel getauchtes Gemäuer am andern Ende der Insel wies:

„Kommen Sie nach dem Kirchhof?“

„Ein Kirchhof, Patron Bionetti! Wo sind wir denn?“

„Auf den Lavezzi-Inseln, Herr. Hier liegen die sechshundert Leute von der Sémillante begraben, gerade an dem Orte, wo ihre Fregatte vor zehn Jahren unterging... Arme Leute! Sie bekommen nicht viel Besuch, also ist es wohl nur in der Ordnung, daß wir ihnen einen Gruß bringen, da wir nun einmal hier sind...“

„Herzlich gern, Patron.“

7143.24 - 7153.30
 [Wie trübselig war doch dieser Kirchhof der Sémillante!... Ich sehe ihn noch vor mir mit seiner niedrigen kleinen Mauer, seiner verrosteten, schwer zu öffnenden Thür, seiner stillen Kapelle und den Hunderten von schwarzen, vom Grafe überwucherten Kreuzen. Nicht ein Immortellenkranz, nicht ein Gedenkzeichen! nichts... O wie die armen verlassenen Toten in ihrem Grabe frieren müssen!

Wir blieben einen Augenblick dort und knieten nieder. Der Patron betete laut. Gewaltige Möven, die einzigen Kirchhofswächter, flatterten über unseren Köpfen und mischten ihr rauhes Geschrei mit den Klageklängen des Meeres.

Nachdem das Gebet beendet, kehrten wir nach der Stelle der Insel zurück, wo die Barke vor Anker lag. Die Matrosen hatten die Zeit, während wir fortgewesen waren, gut benutzt. Wir fanden ein großes Feuer, das im Schutze eines Felsens loderte, und den dampfenden Feldkessel. Man setzte sich in die Runde, die Füße der Flamme zugeteilt, und bald hatte ein jeder in einem roten irdenen Teller zwei reichlich angefeuchtete Schwarzbrotsschnitte auf dem Schoß. Das Mahl wurde schweigend verzehrt: wir waren durchnäht, wir hatten Hunger, und dann die Nachbarschaft des Kirchhofs... Aber als die Teller geleert waren, zündete man die Pfeifen an und begann doch ein wenig zu schwätzen. Natürlich sprach man von der Sémillante.

„Aber wie ist es denn eigentlich zugegangen?“ fragte ich den Patron, der, den Kopf in die Hände gestützt, nachdenklich ins Feuer sah.

„Wie es zugegangen ist?“ antwortete der gute Lionetti mit einem schweren Seufzer, „ach! Herr, das weiß kein Mensch zu sagen. Wir wissen weiter nichts, als daß die Sémillante mit einer Ladung Truppen für die Krim am Abend vorher bei ungünstigem Wetter von Toulon abgegangen war. In der Nacht wurde es noch schlimmer. Sturm, Regen, so hohe See wie es noch niemals erlebt worden war... Am Morgen ließ der Wind etwas nach, aber die See ging noch eben so hoch, und dabei ein verdammter Nebel, so daß man auf vier Schritt keine Bafe sehen konnte... Wie heimtückisch

Diese Nebel sind, Herr, davon hat man keinen Begriff... Doch gleichviel, ich meine, die Sémillante muß im Laufe des Morgens ihr Steuer verloren haben; denn kein Nebel hat Bestand und ohne eine Havarie würde der Kapitän niemals hier angerannt sein. Er war ein harter Seemann, den wir alle kannten. Er hatte die Station von Korsika drei Jahre lang kommandiert und kannte seine Küste so gut wie ich, der weiter nichts kennt."

"Und um welche Zeit meint man, daß die Sémillante zu grunde gegangen ist?"

"Es muß um die Mittagszeit gewesen sein; ja Herr, gerade zu Mittag... Aber Teufel! Bei einem Seenebel war die Mittagszeit nicht viel anders als eine Nacht, so dunkel wie eine Wolfsschlucht. Ein Zollwächter von der Küste hat mir erzählt, er wäre an jenem Tage gegen halb zwölf aus seinem Häuschen getreten um seine Fensterladen festzumachen; da hätte ein Windstoß ihm die Mütze fortgeweht und er wäre ihr, auf die Gefahr hin, selbst von den Wellen ergriffen zu werden, auf allen Vieren längs des Ufers nachgeeilt. Sie begreifen! Die Zollbeamten sind nicht reich und eine Mütze kostet viel Geld. Nun scheint unser Mann, als er einen Augenblick den Kopf aufhob, ganz in seiner Nähe im Nebel ein großes Schiff ganz ohne Segel bemerkt zu haben, das unter dem Winde auf die Lavezzi-Inseln zuslog. Dieses Schiff ging so schnell, so schnell, daß der Zollbeamte kaum Zeit hatte, recht zu sehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dies die Sémillante, denn eine halbe Stunde später hörte der Schäfer der Inseln auf diesen Felsen... Aber da kommt ja gerade der Schäfer, von dem ich rede; er wird Ihnen die Geschichte selbst erzählen... Guten Tag, Balombo!... Komm, wärm' dich ein bißchen; hab' keine Angst."

Ein Mann in einem Kapuzenmantel, den ich seit einem Augenblick um unser Feuer herumzuschleichen gesehen und für einen von der Schiffsmannschaft gehalten hatte, denn ich wußte nicht, daß es auf der Insel einen Schäfer gäbe, näherte sich uns furchtsam.

Es war ein alter Ausfäziger, fast blödsinnig, mit einem mir unbekannten skorbütischen Leiden behaftet, wovon er dicke,

wulstige Lippen bekommen hatte, die schrecklich anzusehen waren. Man setzte ihm mit großer Mühe auseinander, um was es sich handelte. Da hob der Alte mit dem Finger seine franke Lippe auf und erzählte uns, er habe wirklich an dem betreffenden Tage gegen Mittag in seiner Hütte ein schreckliches Krachen auf den Felsen gehört. Da die Insel ganz unter Wasser war hatte er nicht heraus können, und erst am folgenden Morgen, als er seine Thür geöffnet, hätte er das ganze Ufer mit Trümmern und Leichen bedeckt gesehen, die das Meer hier ausgespült. Entsetzt wäre er nach seiner Barke gelaufen, um aus Bonifacio Leute herbeizuholen.

*

Ermüdet von so vielem Reden setzte sich der Schäfer, und der Patron nahm wieder das Wort:

„Ja, Herr, dieser arme Greis brachte uns die Nachricht. Er war fast toll vor Furcht, und seitdem ist er auch wirr im Kopf geblieben. Es war aber auch Grund dazu... Denken Sie sich sechshundert Leichen in Haufen auf dem Sande, mit Holzstücken und Weinwandfetzen durcheinander!... Arme Sémillante!... Die See hatte sie sofort zerschmettert und so vollständig in Stücke zerschellt, daß der Schäfer Palombo nur mit großer Mühe unter allen ihren Trümmern so viel hat zusammenlesen können, um sich einen Baum um seine Hütte zu machen... Die Menschen aber waren fast alle entstellt und furchtbar verstümmelt... es war entsetzlich anzusehen, wie sie klumpenweis aneinandergeklammert lagen... Wir fanden den Kapitän in großer Uniform, den Kaplan mit seiner Stola am Halse; in einer Ecke zwischen zwei Felsen einen kleinen Schiffsjungen mit geöffneten Augen... man hätte glauben können, er lebe noch; aber nein! Es war bestimmt, daß keiner davonkommen sollte...“

Sier unterbrach sich der Patron. —

„Aufgepaßt, Nardi!“ rief er, „das Feuer geht aus.“

Nardi warf zwei oder drei geteerte Bretter in die Glut und Lionetti fuhr fort:

„Aber nun kommt das Traurigste bei dieser Geschichte . . . Drei Wochen vor dem Unglück hatte eine kleine Korvette, die wie die Sémillante nach der Krim ging, in derselben Art, fast an derselben Stelle Schiffbruch erlitten; nur war es uns damals gelungen die Mannschaft und zwanzig Trainsoldaten, die sich an Bord befanden, zu retten . . . Diese armen Trainsoldaten waren in übler Verfassung, wie Sie sich denken können! Man brachte sie nach Bonifacio und wir behielten sie dort zwei Tage bei uns . . . Nachdem sie nun erst wieder ordentlich trocken und sicher auf den Füßen waren, hieß es guten Abend! glückliche Reise! sie kehrten nach Toulon zurück, wo man sie aufs neue wieder nach der Krim einschiffte . . . Und raten Sie, auf welchem Schiffe! . . . Auf der Sémillante, Herr . . . Wir haben sie hier auf dieser Stelle alle unter den Toten wiedergefunden, alle zwanzig . . . Ich hob selbst einen hübschen Korporal mit feinem Schnurrbart, ein blondes pariser Kerlchen auf, der bei mir zu Hause einquartiert gewesen war, und uns die ganze Zeit mit seinen Geschichten zum Lachen gebracht hatte . . . Es schnitt mir ins Herz, ihn so daliegen zu sehen . . . O Santa Madre!“

Damit schüttelte der brave Lionetti ganz gerührt die Asche von seiner Pfeife, wickelte sich in seinen Kapuzenmantel und sagte mir gute Nacht . . . Die Matrosen plauderten noch ein Weilchen mit leiser Stimme . . . dann ging einem nach dem andern die Pfeife aus . . . Man sprach nicht mehr . . . Der alte Schäfer machte sich fort . . . Und ich blieb mit meinen Träumereien unter der schlafenden Mannschaft allein.

*

Noch unter dem Eindruck der traurigen Erzählung, die ich soeben gehört hatte, versuchte ich im Geiste das arme zugrundegegangene Schiff und die Geschichte dieses Todeskampfes wieder zusammenzustellen, dessen einzige Zeugen die Seemöven gewesen waren. Mehrere Einzelheiten, die mir aufgefallen waren, der Kapitän in großer Uniform, die Stola des Schiffskaplans, die zwanzig Trainsoldaten halfen mir die ganze Entwicklung des Dramas zu erraten . . . Ich sah die Fregatte in

der Nacht aus Toulon absegeln... Sie verläßt den Hafen. Das Meer ist unruhig, der Wind furchtbar; aber man hat einen tapfern Seemann zum Kapitän, und jedermann an Bord ist ruhig...

Am Morgen erhebt sich der Seenebel. Man fängt an, unruhig zu werden. Die ganze Besatzung ist auf Deck. Der Kapitän verläßt nicht das Deckhäuschen... Im Zwischendeck, wo sich die Soldaten befinden, ist es dunkel, die Luft ist schwül. Einige sind krank und liegen auf ihren Tornistern. Das Schiff schlingert fürchterlich; keine Möglichkeit sich auf den Füßen zu halten. Man plaudert in Gruppen auf der Erde gelagert, wobei man sich an die Bänke anklammert; man muß schreien, um sich verständlich zu machen. Einige fangen an Furcht zu bekommen... Hört nur! Die Schiffbrüche sind häufig in diesen Gewässern; die Trainsoldaten können ein Wort davon reden, und was sie erzählen ist nicht sehr beruhigend. Ihr Korporal besonders, ein Pariser, der stets mit seinen Spöttereien bei der Hand ist, macht einem mit seinen Scherzen eine Gänsehaut: „Ein Schiffbruch! — aber so ein Schiffbruch ist sehr unterhaltend. Wir werden mit einem kalten Bade davorkommen, und dann wird man uns nach Bonifacio bringen, wo wir bei dem Kapitän Bionetti Umseln essen können.“ Und die Trainsoldaten fangen an zu lachen...

Plötzlich ein Krach... Was ist das? Was giebt's?... „Das Steuerruder ist fort,“ sagte ein ganz durchnäster Matrose, indem er durch das Zwischendeck stürmte. „Glückliche Reise!“ ruft der hartnäckige Korporal; aber niemand lacht mehr darüber.

Großes Getreibe auf dem Verdeck. Man kann einander bei dem Nebel nicht sehen. Die Matrosen tappen erschreckt hin und her... Kein Steuerruder mehr! Jede Lenkung wird unmöglich... Die aus dem Kurs geratene *Sémillante* schießt dahin wie der Wind... Das ist der Augenblick, wo der Zollbeamte sie vorbeikommen sieht; es ist halb Zwölf. — Vor der Fregatte hört man etwas wie Kanonenschläge... Die Brandung! die Brandung!... Es ist vorbei, keine Hoffnung mehr, man treibt direkt auf die Küste los... Der Kapitän steigt in seine

Rajüte hinab ... Im nächsten Augenblick nimmt er wieder seinen Platz im Deckhäuschen ein — in großer Uniform ... Er hat sich zum Tode schön machen wollen.

Im Zwischendeck sehen sich die Soldaten stumm und ängstlich an ... Die Kranken versuchen sich aufzurichten ... der kleine Korporal lacht nicht mehr ... Da öffnet sich die Thür und auf der Schwelle erscheint der Kaplan in der Stola: „Auf die Kniee, meine Kinder!“ Alles gehorcht. Mit mächtiger Stimme beginnt der Kaplan das Sterbegebet.

Plötzlich ein furchtbarer Stoß, ein Schrei, ein einziger Schrei, ein ungeheurer Schrei, ausgestreckte Arme, zusammengefallene Hände, bestürzte Gesichter, über die der Anblick des Todes wie ein Blitz dahinfährt ... Barmherzigkeit!..

*

So verbrachte ich die Nacht mit Träumen, indem ich mir aus dem zehnjährigen Zwischenraum die Seele des armen Schiffes heraufbeschwor, dessen Trümmer mich umgaben ... Drüben in der Meerenge wütete der Sturm; das Binnfeuer bog sich im Winde, und ich hörte an dem stöhnenden Ankertau, wie unsere Barke unter den Felsen tanzte.



9. Der Pfarrer von Cucugnan.

Jedes Jahr zu Dichtmeß geben die provengalischen Dichter in Avignon ein lustiges kleines Büchelchen voller schöner Verse und hübscher Geschichten heraus. Das diesjährige kommt mir soeben in die Hände und ich finde darin ein entzückendes Fabliau, das ich versuchen will euch etwas gekürzt zu übersetzen ... Pariser, reicht enere Körbe her, dieses mal sollt ihr die Blume des provengalischen Mehls vorgesetzt bekommen

*

Der Abbé Martin war Pfarrer... von Cucugnan.

Gut wie das liebe Brot, lauter wie Gold, liebte er seine Cucugnanesen väterlich; sein Cucugnan wäre für ihn das Paradies auf Erden gewesen, wenn er mit den Cucugnanesen etwas zufriedener hätte sein können. Aber ach! in seinem Beichtstuhl saßen die Spinnen und am schönen Osterfeiertage blieben die Hostien ruhig in seiner Monstranz liegen. Das fraß dem guten Priester das Herz ab und er betete fortwährend zu Gott, er möchte ihn nicht sterben lassen, ehe er seine zerstreute Herde in den Schaffstall zurückgeführt hätte.

Nun, ihr sollt sehen, daß Gott ihn erhörte.

Eines Tages nach dem Evangelium trat unser Martin auf die Kanzel und sprach:

*

„Meine lieben Brüder, ihr mögt es mir nun glauben oder nicht: vorige Nacht stand ich elender Sünder an der Pforte des Paradieses.

Ich klopfte: der heilige Petrus öffnete mir.

„Sieh da, Sie sind es, mein braver Herr Martin,“ sagte er zu mir; „das ist ja schön ... und womit kann ich Ihnen dienen?“

„Lieber heiliger Petrus, der Sie das große Buch und den Schlüssel in Verwahrung haben, können Sie mir vielleicht sagen, wenn ich mir eine so neugierige Frage erlauben darf, wieviel Cucugnanesen Sie im Paradiese haben?“

„Ich brauche Ihnen nichts abzuschlagen, Herr Martin; setzen Sie sich, wir wollen gemeinschaftlich nachsehen.“

Und der heilige Petrus nahm sein großes Buch, öffnete es und setzte sich die Brille auf.

„Lassen Sie uns sehen: also Cucugnan. Cu... Cu... Cucugnan. Da haben wir's. Cucugnan... Mein braver Herr Martin, die Seite ist ganz leer. Keine einzige Seele... Nicht mehr Cucugnanesen wie Gräten in einer Bute.“

„Was! Niemand aus Cucugnan hier? Niemand? Das ist nicht möglich! Sehen Sie gefälligst genauer nach.“

„Niemand, mein heiliger Mann. Sehen Sie selbst nach, wenn Sie meinen, daß ich scherze.“

Da stampfte ich armer Teufel mit den Füßen, rang die Hände und rief: „Ewige Barmherzigkeit!“ Petrus aber sagte: „Glauben Sie mir, Herr Martin, Sie müssen sich nicht so das Herz zerfleischen, Sie könnten sich einen Blutschlag zuziehen. Es ist ja doch nicht Ihre Schuld. Ihre Cucugnanesen werden gewiß ihre kleine Quarantaine im Fegefeuer durchmachen müssen.“

„O! haben Sie Mitleid, heiliger Petrus und sorgen Sie dafür, daß ich sie wenigstens sehn und trösten kann.“

„Gern, mein Freund... Da, ziehen Sie schnell diese Sandalen an, denn die Wege sind nicht sehr besonders... So wird es sich machen... Jetzt gehen Sie immer gerade aus. Sehen Sie dort unten, im Hintergrunde, werden Sie, wenn Sie sich rechts wenden, eine silberne Pforte finden, die ganz mit schwarzen Kreuzen besät ist.. Da klopfen Sie an, und man wird Ihnen öffnen...“

„Adessias!¹ Und nun bleiben Sie gesund und munter.“

Und ich ging und ging! Was für ein Weg! ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke. Ein schmaler Fußsteig voller Dornen, leuchtender Karfunkel und zischender Schlangen führte mich bis an die silberne Pforte.

Pan! pan!

„Wer klopft!“ ruft eine raube, ägliche Stimme

„Der Pfarrer von Cucugnan.“

„Bon...?“

„Bon Cucugnan.“

„Ah!... Treten Sie ein.“

Ich trat ein. Ein großer, schöner Engel, mit Flügeln, dunkel wie die Nacht, in einem Gewande, das wie der Tag strahlte, mit einem diamantenen Schlüssel am Gürtel, schrieb cra-cra in ein Buch, das noch größer war als das des heiligen Petrus...

¹ Provenzalisch für Adieu.

„Kurz und gut, was wollen Sie und was wünschen Sie?“ sagte der Engel.

„Schöner Gottesengel, ich möchte wissen — es ist vielleicht neugierig von mir — ob Sie die Cucugnanesen hier haben?“

„Die?...“

„Die Cucugnanesen, die Leute von Cucugnan... da ich ja doch ihr Pfarrer bin.“

„Ah! der Abbé Martin, nicht wahr?“

„Ihnen zu dienen, Herr Engel.“

*

„Cucugnan sagen Sie also...“

Und der Engel öffnet und durchblättert sein großes Buch, wobei er sich den Finger mit Speichel nezt, damit die Blätter besser gleiten...

„Cucugnan,“ sagte er und stieß einen langen Seufzer aus...

„Wir haben im Fegefeuer niemand aus Cucugnan, Herr Martin.“

„Jesus! Maria! Joseph! niemand aus Cucugnan im Fegefeuer! o Gott! o großer Gott! aber wo sind sie denn?“

„Nun, mein heiliger Mann, sie sind im Paradies! Wo zum Kukud sollten sie denn sonst sein?“

„Aber ich komme ja aus dem Paradies...“

„Sie kommen von dort!!... Nun?“

„Nun! dort sind sie nicht!... O! gute Engelsemmutter!...“

„Was wollen Sie, Herr Pfarrer? wenn sie weder im Paradies noch im Fegefeuer sind, dann bleibt nichts übrig, sie müssen...“

„Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! ach! ach! ach! ist es möglich?... Sollte der heilige Petrus gelogen haben?... aber ich habe doch den Hahn nicht frähen hören!... Ach! wir Armen! wie soll ich ins Paradies kommen, wenn meine Cucugnanesen nicht dort sind?“

„Hören Sie, mein armer Herr Martin, da Sie sich unter allen Umständen Gewißheit verschaffen und sehen wollen, was Trumpf ist, so schlagen Sie diesen Fußsteig ein, laufen Sie

immer gerade aus, wenn Sie zu laufen verstehen... Sie treffen dann zur Linken ein großes Thor an. Dort werden Sie sich von allem überzeugen können. Gott sei mit Ihnen."

Und damit schloß der Engel die Thür.

*

Es war ein langer Fußsteig, der ganz mit glühenden Kohlen gepflastert war. Ich schwankte als wenn ich getrunken hätte; bei jedem Schritt mußte ich stolpern; ich war wie aus dem Wasser gezogen, an jedem Härchen meines Körpers hing ein Schweißtropfen und dabei verkam ich vor Durst... Aber dank den Sandalen, die der gute heilige Petrus mir geliehen hatte, verbrannte ich mir doch nicht die Füße.

Als ich nun so bei diesem Gehumpel eine ziemliche Menge Fehltritte gemacht hatte, sah ich zur linken Hand eine Thür... nein, ein Portal, ein ungeheures Portal, das weit offen stand, wie die Öffnung eines großen Backofens. O! meine Kinder, was für ein Anblick!... Dort fragt man mich nicht nach dem Namen; dort giebt es kein Verzeichniß. Schubweise und durch die weitgeöffnete Thür kommt man dort hinein, wie ihr des Sonntags ins Wirtshaus kommt.

Ich schwamm in Schweiß, und doch war ich starr und es überlief mich eiskalt. Mein Haar sträubte sich. Ich empfand den Brandgeruch, das gebratene Fleisch, so etwas wie den Geruch, den man in unserm Cucugnan spürt, wenn der Schmied Eloy den Huf eines alten Esels vor dem Beschlagen brennt! Mir verging in dieser verpesteten, brenzlichen Luft der Atem; ich hörte ein entsetzliches Geschrei, Seufzer, Geheul und Flüche.

"Nun! kommst du, oder kommst du nicht, du?" — ruft mir ein gehörnter Teufel zu und sticht mich dabei mit seiner Gabel.

"Ich? Ich komme nicht hinein. Ich bin ein Freund Gottes!"

"Du bist ein Freund Gottes!... Aber wozu kommst du denn her, du schorfiges B...?"...

„Ich komme... o! ich kann mich kaum mehr auf den Füßen halten... Ich komme... ich komme von weither... und wollte Sie nur ganz ergebenst fragen... ob... ob Sie hier zufällig... jemand... jemand aus Cucugnan hätten!...“

„O! Gottes Feuer! du willst wohl den Dummen spielen, als wenn du nicht wüßtest, daß ganz Cucugnan hier ist. Da, schau her, du häßlicher Rabe, dann wirst du sehen, wie wir sie hier zurichten, deine famosen Cucugnanesen!...“

Und mitten in einem entsetzlichen Flammenmeer sah ich:

Den langen Coq=Galine — ihr habt ihn alle gekannt, meine lieben Brüder — Coq=Galine, der sich so oft betrank, und seiner armen Clairon so oft die Flühe abschüttelte.

Ich sah Catarinchen... die kleine Lumpendirne... mit ihrem frechen Gesicht... die ganz allein in der Scheune schlief... Ihr besinnt euch auf sie, meine lieben Leuten?... Aber weiter, ich habe schon zuviel von ihr geredet.

Ich sah Pascal Pechfinger, der sich sein Öl aus Herrn Justens Oliven machte.

Ich sah die Ährenleserin Babette, die beim Ährenlesen, um ihr Bund schneller voll zu bekommen, Händevoll aus den Stiegen nahm.

Ich sah den Meister Crapasi, der seine Schubkarre so gut zu ölen verstand.

Und Dauphine, die das Wasser aus ihrem Brunnen so teuer verkaufte.

Und auch den Tortillard, der, wenn er mich mit dem Allerheiligsten kommen sah... mit der Mütze auf dem Kopf und der Pfeife im Schnabel seines Weges ging... stolz wie Artaban... als wäre er einem Hunde begegnet.

Und Coulau mit seiner Bette und Jakob und Peter und Toni...“

Bewegt, freideweiß vor Angst seufzte die Zuhörerschaft, als sie so in der offenen Höhle, der seinen Vater und der

seine Mutter, dieser seinen Großvater und jener seine Schwester sah.

„Ihr seht wohl ein, meine lieben Brüder,“ fuhr der gute Abbé Martin fort, „daß das nicht länger so weitergehn kann. Die Seelen sind mir anvertraut und ich will, ja ich will euch vor dem Abgrunde retten, in den ihr alle im besten Zuge seid euch kopfüber zu stürzen. Morgen geh' ich an die Arbeit, keinen Tag später. Und es wird nicht an Arbeit fehlen! Laßt euch sagen, wie ich es einrichten werde. Denn alles, was gut gemacht werden soll, muß ordnungsmäßig gemacht werden. Wir werden der Reihe nach gehn, wie in Sonquidres beim Tanzen.

Also morgen, am Montag, werde ich den Greisen und Greisinnen die Beichte abnehmen. Das ist gar nichts.

Dienstag den Kindern. Damit werde ich auch bald fertig werden.

Mittwoch den jungen Männern und Mädchen. Das kann lange dauern.

Donnerstag den Männern. Wir wollen es kurz machen.

Freitag den Frauen. Da werd' ich sagen: keine Geschichten!

Sonntag dem Müller! ... Ein ganzer Tag wird für den nicht zu viel sein.

Und wenn wir dann Sonntag fertig sind, werden wir sehr froh sein.

Seht ihr, liebe Kinder, wenn das Korn reif ist, muß man es schneiden; wenn der Wein abgezogen ist, muß er getrunken werden. Wir haben jetzt genug schmutzige Wäsche, also müssen wir sie waschen, und gut waschen.

Und nun empfehle ich euch der göttlichen Gnade, Amen.“

*

Gesagt, gethan. Die Lauge wurde ausgegossen.

Seit jenem denkwürdigen Sonntag spürt man den Geruch der Tugenden von Cucugnau auf zehn Meilen in der Runde.

Und vorige Nacht träumte dem guten Pfarrer Martin, der

jetzt glücklich und seelenvergnügt ist, er stiege mit seiner ganzen Herde hinter sich in glänzender Prozession zwischen brennenden Herzen, in einer duftenden Weihrauchwolke unter dem Gesange der Chorknaben, die das Te Deum angestimmt hatten, den sternenfesetzten Weg zur Stadt Gottes empor.

Und das ist die Geschichte des Pfarrers von Cucugnau, wie der große Weise von Roumanille, der sie selbst von einem andern guten Genossen erfuhr, mich geheißen hat, sie euch zu erzählen.



X 10. Die beiden Alten.

„Ein Brief, Vater Azan?“

„Ja Herr... er kommt aus Paris.“

Er war ganz stolz darauf, daß der Brief aus Paris kam, der brave Vater Azan... Ich nicht. Ich hatte so eine Ahnung, daß diese Pariserin aus der Straße Jean-Jacques, die mir so unversehens und so früh am Morgen auf den Tisch fiel, mich meinen ganzen Tag kosten würde. Ich täuschte mich nicht, ihr sollt selbst sehen:

„Du mußt mir einen Dienst erweisen, lieber Freund. Du wirst für einen Tag Deine Mühle zuschließen und Dich sofort nach Eyguières begeben... Eyguières ist ein großer Flecken, der drei oder vier Lieues von Dir entfernt liegt — ein Spaziergang also. Wenn Du dorthin kommst, wirst Du nach dem Kloster der Waisenmädchen fragen. Das erste Haus nach dem Kloster ist ein niedriges Haus mit grauen Läden mit einem Gärtchen dahinter. Du wirst eintreten ohne anzuklopfen — die Thür ist stets offen; und wenn Du eintrittst wirst Du sehr laut rufen: ‚Guten Tag, brave Leute. Ich bin der Freund von Moritz...‘ Dann wirst Du sehen, wie zwei kleine Alte, aber recht alte, uralte, Dir aus ihren großen Lehnstühlen die Hand entgegenstrecken und wirst sie in meinem Namen küssen, aus vollem Herzen

küssen, als wenn sie Dir angehörten. Dann werdet Ihr plaudern; sie werden mit Dir von mir sprechen, nur von mir; sie werden Dir tausend Dummheiten erzählen, die Du anhören wirst ohne dabei zu lachen... Du wirst nicht lachen, nicht wahr? Es sind meine Großeltern, zwei Wesen, deren Alles ich bin und die mich seit zehn Jahren nicht gesehen haben... Zehn Jahre sind eine lange Zeit! aber was soll ich thun, Paris hält mich fest; bei ihnen wieder ist es das hohe Alter... Sie sind so hochbetagt, wenn sie mich besuchen wollten, würden sie auf der Reise zu Schaden kommen... Glücklicherweise, mein lieber Müller, bist Du jetzt dort und wenn sie Dich küssen, werden die armen Leute wähnen, mich zu küssen... Ich haben ihnen so oft von uns und von der wahren Freundschaft erzählt..."

Der Teufel soll die Freundschaft holen! Gerade heute morgen war das Wetter prachtvoll aber wenig geeignet Wege zu machen; zu viel Mistral und zu viel Sonne, ein richtiges provengalisches Wetter. Als dieser verdammte Brief ankam, hatte ich mir schon meinen cagnard (Schlupfwinkel) zwischen zwei Felsen ausgesucht, und träumte davon, dort den ganzen Tag wie eine Eidechse mit Lichttrinken beim Rauschen der Fichten zuzubringen... Doch was war schließlich zu thun? Ich schloß fluchend die Mühle ab, und steckte den Schlüssel durch das Rakenloch. Mein Stock, meine Pfeife, und ich war fertig.

Gegen zwei Uhr kam ich in Eyguières an. Das Dorf war verödet, alles auf dem Felde. In den weißbestäubten Ulmen am Wege zirpten die Grillen wie mitten in der Crau.¹ Auf dem Platz vor der Mairie stand wohl ein Esel, der sich sonnte, auf dem Brunnen an der Kirche saß ein Flug Tauben, aber niemand war zu sehen, der mir das Waisenhaus hätte zeigen können.

Glücklicherweise entdeckte ich plötzlich eine alte Fee, die über ihren Spinnrocken gebückt auf dem Steinsitz in ihrer Thür saß; ich sagte ihr, was ich suchte, und da diese Fee sehr mächtig

¹ Rieselebene an der Rhonemündung.

war, so brauchte sie nur ihre Spindel aufzuheben und sofort erschien wie durch Zauberei das Kloster der Waisenmädchen vor meinen Blicken... Es war das ein langweiliges, düstereß Gebäude, das sehr stolz auf ein altes Sandsteinkreuz zu sein schien, welches mit einer lateinischen Umschrift über seinem Thorbogen prangte. Neben diesem Gebäude bemerkte ich ein kleinereß. Graue Laden, dahinter der Garten.. Ich erkannte es sofort und trat ohne zu klopfen ein.

Mein ganzes Leben werde ich diesen frischen und stillen Korridor vor mir sehen, die rosa gestrichenen Wände, das Gärtchen, welches im Hintergrunde durch ein hellfarbiges Rouleau durchschimmerte, und auf allen Thürfüllungen verblüchene Blumen und Geigen. Ich hatte den Eindruck, als käme ich zu einem alten Amtmann aus der Zeit Sedaines¹... Am Ende des Ganges, zur Linken, hörte man durch eine halb-offene Thür das Ticken einer großen Uhr und die Stimme eines Kindes, aber eines Schulkindes, welches las und bei jeder Silbe dabei anhielt: „Da... schrie... die... hei... li... ge... J... re... ne... ich... bin... der... Wei... zen... des... Herrn... ich... muß... von... den... Zähl... nen... die... jer... Tie... re... ge... mah... len... wer... den.“ Ich ging leise auf diese Thür zu und sah hinein.

In der Stille und Dämmerung eines kleinen Zimmers schlief in einem Lehnstuhl ein freundlicher rotwangiger Greis runzlig bis auf die Fingerspitzen, mit offenem Munde, die Hände auf den Knien. Zu seinen Füßen saß ein kleines Mädchen in blauer Kleidung — große Pelervine und kleines Häubchen, der Tracht der Waisenmädchen — und las das Leben der heiligen Irene aus einem Buche, das größer war, als sie selbst... Diese Wundervorlesung hatte auf das ganze Haus eingewirkt. Der Greis schlief in seinem Lehnstuhl, die Fliegen an der Decke, der Kanarienvogel in seinem Käfig drüben am Fenster. Die große Uhr schnarchte tick-tack, tick-tack. Es gab nichts Wachendes im ganzen Zimmer als einen großen Lichtstreifen, der gerade und hell zwischen den geschlossenen

¹ Michel Jean Sedaine, dramatischer Dichter (1719—1797).

Laden hindurchfiel, mit seinen lebhaften Funken und mikroskopischen Rundtänzen... Mitten in der allgemeinen Schlaftrunkenheit fuhr das Kind mit ernster Miene im Lesen fort: „Als ... bald ... stürz ... ten ... zwei ... gro ... ße ... Lö ... wen ... auf ... sie ... los ... und ... ver ... schlan ... gen ... sie.“ In diesem Augenblick trat ich ein... Hätten sich die Löwen der heiligen Irene ins Zimmer gestürzt, sie hätten dort keine größere Bestürzung hervorbringen können, als ich es that. Ein wahrer Theatercoup! Die Kleine stößt einen Schrei aus, das große Buch fällt an die Erde, die Kanarienvögel und die Fliegen wachen auf, die Uhr schlägt, der Greiß richtet sich ganz bestürzt in die Höhe, und ich selbst bleibe etwas verwirrt auf der Schwelle stehn und rufe sehr laut: „Guten Tag, liebe Leute, ich bin der Freund von Moriz.“

O! wenn ihr ihn nun hättet sehen können, den guten Alten! wenn ihr gesehen hättet, wie er mit ausgebreiteten Armen auf mich zukam, mich küßte, mir die Hände schüttelte, aufgereggt in das Zimmer seiner Frau lief und sagte: „Mein Gott! mein Gott!“ ... Alle Runzeln in seinem Gesicht lachten. Er war feuerrot. Er stammelte: „Ach, mein Herr ... ach! mein Herr...“ Dann ging er nach hinten und rief: „Mamette!...“

Man hört eine Thür aufmachen, einen Mäuschenschritt auf dem Gange... Das war Mamette. Man konnte sich nichts Netteres denken, als diese kleine Greisin mit ihrer Schleifenhaube, ihrem hellbraunen Kleide und ihrem gestickten Taschentuch, das sie, um mir nach der ehemaligen Sitte eine Ehre zu erweisen, in der Hand hielt... Es war rührend, wie sie einander ähnlich sahen. Mit einem Kopfschütteln von diesen gelben Schleifen hätte er sich auch Mamette nennen können. Nur mußte die richtige Mamette in ihrem Leben viel geweint haben, und hatte noch mehr Runzeln als die andre. Auch hatte sie wie diese ein kleines Waisenkind bei sich, eine kleine Wärterin mit blauer Pelervine, die niemals von ihrer Seite wich; und diese Greise so von diesen Waisen gehütet zu sehn, das war das Rührendste, was man sich denken konnte.

Beim Eintritt hatte Mamette angefangen, mir eine große

Verbeugung zu machen, aber der Alte schnitt ihr mit einem Wort ihre Verbeugung ab: „Es ist Moritzens Freund!...“ Da fing sie gleich an zu zittern, weinte, verlor ihr Taschentuch, wurde rot, ganz rot, noch röter wie er... Solche alten Leute! das hat nur einen Tropfen Blut in den Adern, und der steigt ihnen bei der geringsten Erregung ins Gesicht... „Schnell, schnell, einen Stuhl!“ sagte die Alte zu ihrer Kleinen. „Mach' die Laden auf!“ ruft er der seinigen zu; und indem sie mich jedes an einer Hand fassen, trippeln sie mit mir zum Fenster, das man weit geöffnet hat, um mich besser sehen zu können. Man schiebt die Lehnstühle vor, ich setze mich dazwischen auf einen Klappstuhl, die kleinen Blauen hinter uns, und das Verhör nimmt seinen Anfang: „Wie geht es ihm? Was treibt er? Warum kommt er nicht? Ist er zufrieden?“ U. s. w., u. s. w. So ging es stundenlang.

Ich beantwortete alle ihre Fragen so gut ich konnte, theilte alle Einzelheiten über meinen Freund mit, die ich wußte, er fand mit edler Dreistigkeit solche, die ich nicht wußte, und hütete mich besonders, einzugestehen, daß ich niemals beobachtet hatte, ob seine Fenster gut schlossen, oder welche Farbe seine Zimmertapeten hatten.

„Seine Zimmertapete!... Die ist blau, Madame, hellblau, mit Guirlanden...“

„Wirklich!“ sagte die gute Greisin gerührt und fügte zu ihrem Manne gewendet hinzu: „Er ist solch ein braver Junge!“

„Ja! ja, er ist ein braver Junge!“ fing der andere begeistert wieder an; und die ganze Zeit, während ich sprach, gab es bei ihnen ein Kopfschütteln, ein leichtes Lachen, ein Augenzwinkern, verständnisvolle Blicke, oder der Alte rückte auch näher, um mir zu sagen: „Sprechen Sie lauter... Sie hört nicht sehr scharf.“ Und sie dann wieder: „Etwas lauter, bitte... Er versteht nicht gut...“ Dann erhob ich die Stimme und alle beide dankten mir mit einem Lächeln; und in diesem matten Lächeln, das sie mir zuwendeten, indem sie bis in die Tiefe meiner Augen nach dem Bilde ihres Moriz forschten, erkannte ich tief gerührt dieses Bild wieder, als sähe ich

meinen Freund mir aus weiter Ferne durch einen Nebel entgegenlächeln.

*

Plötzlich richtete sich der Greis in seinem Lehnstuhl in die Höhe:

„Aber da fällt mir ein, Mamette ... er hat vielleicht noch nicht gefrühstückt!“

Und Mamette streckt außer sich die Arme gen Himmel:

„Nicht gefrühstückt! ... Großer Gott!“

Ich dachte, es handelte sich vielleicht noch um Moriz, und wollte schon antworten, daß dieser brave Junge niemals länger als bis 12 Uhr warte, ehe er sich zu Tisch setze. Aber nein, ich war selber gemeint, und man hätte den Aufruhr sehen sollen, als ich gestand, daß ich noch nüchtern wäre. „Schnell das Gedeck, ihr kleinen Blauen! Den Tisch mitten in die Stube, das Sonntagstischtuch, die geblümten Teller. Und gefälligst nicht so viel gelacht! und nun sputet euch!“

Das will ich meinen, daß sie sich sputeten! Es blieb kaum Zeit genug, drei Teller zu zerbrechen, da war das Frühstück schon aufgetragen.

„Ein gutes kleines Frühstück,“ sagte Mamette, indem sie mich zu Tische führte; „nur werden Sie ganz allein dabei sein ... Wir andern haben schon heute morgen gegessen.“

Solche armen alten Leute! man kann kommen, wann man will, immer haben sie schon des Morgens gegessen.

Mamettens gutes kleines Frühstück bestand aus zwei Fingerhüten Milch, Datteln und einer „Barquette,“ einer Art Spritzkuchen; genug, um sie und ihre Kanarienvögel acht Tage lang satt zu machen ... Und nun wurde ich ganz allein mit allen diesen Vorräten fertig! ... Die Entrüstung hinter dem Tische war auch nicht gering! Wie die kleinen Blauen flüsterten und sich mit den Ellbogen anstießen, und dort in ihrem Käfig die Kanarienvögel, die zu sagen schienen: „O! was ist das für ein Herr, der die ganze Barquette aufißt!“

Ich aß sie wirklich ganz und gar auf, und beinahe ohne es zu bemerken, so beschäftigt war ich, mich in diesem hellen,

friedlichen Zimmer umzuschauen, in welchem ein gewisser Geruch von alten Zeiten lagerte... Da waren besonders zwei kleine Betten, von denen ich die Augen nicht abwenden konnte. Diese Betten, fast zwei Wiegen, stellte ich mir in der Morgendämmerung vor, wenn sie noch unter ihren großen befranzten Vorhängen verborgen sind. Es schlägt drei Uhr. Das ist die Zeit wo alle alten Leute aufwachen: „Schläfst du, Mamette?“

„Nein, mein Freund.“ — „Ist Moriz nicht ein braver Junge!“ — „Ach ja, er ist ein braver Junge!“

Und so setzte ich mir ein ganzes Gespräch aus dem bloßen Anblick dieser beiden nebeneinander gestellten Betten der alten Leute zusammen...

Unterdes spielte sich am andern Ende des Zimmers vor dem Schranke ein furchtbares Drama ab. Es handelte sich darum, dort oben, auf dem höchsten Brett ein gewisses Glas mit in Brantwein eingelegten Kirschen zu erreichen, das seit zehn Jahren auf Moriz wartete und für mich geöffnet werden sollte. Trotz Mamettens Beschwörungen hatte der Greis darauf bestanden selbst diese Kirschen herabzulangen und zum größten Schrecken seiner Frau auf einen Stuhl gestiegen, versuchte er jetzt nach oben zu kommen... Ihr könnt das Bild von hier aus sehen: der zitternde Greis, wie er sich emporreckt, die kleinen Blauen an seinen Stuhl geklammert, Mamette außer Atem mit ausgestreckten Armen hinter ihm, und über dem Ganzen ein schwacher Bergamottengeruch, der dem geöffneten Schranke entströmt und große Stapel roter Wäsche darin... Es war reizend.

Endlich, nach vielen Anstrengungen war es gelungen, das famose Glas aus dem Schrank zu nehmen und zugleich einen ganz verbeulten alten silbernen Napf, Morizens Napf aus seiner Kinderzeit. Man füllte ihn für mich bis oben mit Kirschen; Moriz liebte die Kirschen ja so sehr! Und während er mich bediente, flüsterte mir der Alte mit einer Feinschmeckermiene ins Ohr: „Sie können sich freuen, daß Sie davon essen dürfen... Meine Frau hat sie bereitet... Sie werden etwas Gutes zu schmecken bekommen.“

Ach! seine Frau hatte sie bereitet, aber sie hatte den Zucker

vergesen. Was wollt ihr? man wird zerstreut, wenn man alt wird. Sie waren gräßlich, deine Kirschen, meine arme Mamette... aber das hinderte mich nicht, sie ohne Zucker vollständig aufzuessen.

✱

Am 16.

Nach beendigtem Mahle erhob ich mich, um von meinen Wirten Abschied zu nehmen. Sie hätten mich gerne noch ein wenig dabehalten, um von dem braven Jungen zu plaudern, aber der Tag ging zu Ende, die Mühle war weit, es hieß aufbrechen.

Der Greis war mit mir aufgestanden: „Mamette, mein Rock!... ich will ihn bis nach dem Platz bringen.“ Wahrscheinlich fand Mamette bei sich, daß es schon etwas zu frisch wäre, um mich nach dem Platz zu bringen; aber sie ließ nichts davon merken. Ich hörte nur, wie das liebe Geschöpf, während sie ihm die Ärmel seines Rockes, eines schönen tabackfarbenen Rockes mit Perlmutterknöpfen anhals, leise sagte: „Du kommst doch nicht spät wieder, nicht wahr?“ Und er ein wenig schalkhaft: „Se! he!... ich weiß nicht... vielleicht...“ Damit sahen sie sich lachend an, und die kleinen Blauen lachten auch, als sie sie lachen sahen und die Kanarienvögel in ihrer Ecke lachten auch auf ihre Art... Unter uns gesagt, ich glaube der Geruch der Kirschen hatte sie alle ein bißchen benebelt.

... Die Nacht brach herein, als wir beide, der Großvater und ich, nun fortgingen. Die kleine Blaue folgte uns von weitem, um ihn zurück zu geleiten; aber er sah sie nicht und war ganz stolz mit mir untergefaßt zu gehen, wie ein Mann. Strahlend blickte Mamette uns von ihrer Thürschwelle nach; und als sie uns so betrachtete, schien sie mit ihrem netten leisen Kopfschütteln sagen zu wollen: „Mein armes Männchen... er marschiert ja auch noch.“



11. Balladen in Prosa.

Als ich heute morgen meine Thür öffnete, da war rund um meine Mühle ein großer Teppich von weißem Reis. Das Gras leuchtete und knisterte wie Glas, der ganze Hügel zitterte vor Kälte... Auf einen Tag hatte sich meine liebe Provence in eine nordische Gegend verkleidet, und zwischen den frost-behangenen Fichten, den zu Kristallsträußen erblühten Lavendelstaudeu habe ich diese beiden etwas germanisch angehauchten Balladen geschrieben, während der Frost mir seine weißen Perlen sandte und oben am blauen Himmel große Dreiecke von Störchen, die aus Heinrich Heines Vaterlande kamen, nach der Camargue zogen und dabei schrieten: „Es ist kalt... kalt... kalt.“

I.

Der Tod des Dauphins.

Der kleine Dauphin ist krank, der kleine Dauphin wird sterben... In allen Kirchen des Königreichs bleibt das Allerheiligste Tag und Nacht ausgestellt, und große Kerzen brennen für die Genesung des Königskindes. Die Straßen der alten Residenz sind traurig und still, die Glocken läuten nicht mehr, die Wagen fahren im Schritt... in der Umgebung des Schlosses betrachten die Bürger neugierig durch das Gitter die wohlbeleibten goldstrohenden Schweizer, die mit wichtiger Miene auf den Höfen plaudernd umherstehen.

Das ganze Schloß ist in Aufregung... Kammerherren, Haushofmeister laufen die Marmortreppen auf und ab... Die Galerien sind voll von Pagen und Hofherren in seidenen Kleidern, die von einer Gruppe zur andern gehen, um sich mit leiser Stimme nach Neuigkeiten zu erkundigen... auf den breiten Freitreppen machen sich die ganz in Thränen gebadeten Hofdamen tiefe Verbeugungen und trocknen sich die Augen mit hübschen gestickten Taschentüchern.

In der Orangerie sind zahlreiche Ärzte im Amtskleide versammelt. Man sieht durch die Scheiben, wie sie ihre langen

schwarzen Ärmel bewegen und gemessen ihre Lockenperücken wiegen... Der Erzieher und der Stallmeister schreiten vor der Thür auf und ab und erwarten die Entscheidung der Fakultät. Küchenjungen gehen dicht an ihnen vorüber ohne sie zu grüßen. Der Herr Stallmeister flucht wie ein Heide, der Herr Erzieher sagt Horazische Verse her... Und dazwischen hört man von den Ställen ein langes, trauriges Wiehern. Es ist der Zelter des kleinen Dauphins, den die Stallknechte vergessen haben, und der traurig vor seiner leeren Krippe seinen Ruf erschallen läßt.

Und der König? Wo ist Se. Majestät der König?... Der König hat sich ganz allein in einem Zimmer im äußersten Ende des Schlosses eingeriegelt... Die Majestäten mögen nicht, daß man sie weinen sieht!... Mit der Königin ist es etwas anderes... Sie sitzt am Bette des kleinen Dauphins und schluchzt mit thränenüberströmtem Antlitz ganz laut vor allen Leuten, wie es eine Tuchmachersfrau thun würde.

In seinem Spitzenbettchen ausgestreckt, ruht, weißer wie die Kissen auf denen er liegt, mit geschlossenen Augen der kleine Dauphin. Man glaubt, er schlief; aber nein! Der kleine Dauphin schläft nicht... Er wendet sich nach seiner Mutter um und als er sieht, daß sie weint, sagt er: „Frau Königin, weshalb weinen Sie? Glauben Sie wirklich, wie die andern, daß ich sterben werde?“ Die Königin will antworten, aber vor Schluchzen versagt ihr die Stimme.

„Weinen Sie doch nicht, Frau Königin; Sie vergessen, daß ich der Dauphin bin, und daß die Dauphins nicht so sterben können...“ Die Königin schluchzt noch stärker, und der kleine Dauphin fängt an Angst zu bekommen: „Holla!“ sagte er, „ich will nicht, daß der Tod mich holt, und ich werde schon zu verhindern wissen, daß er bis hierher dringt... Man soll augenblicklich vierzig von den stärksten Landsknechten kommen lassen, rund um mein Bett Wache zu halten!... Hundert große Kanonen sollen Tag und Nacht mit brennender Lunte vor Unfern Fenstern bereit stehen! Und wehe dem Tode, wenn er es wagt, Uns nahe zu kommen!...“

Um dem Königsfinde zu Willen zu sein, giebt die Königin ein Zeichen. Sogleich hört man die großen Kanonen in den Hof rollen und vierzig große Landsknechte stellen sich mit der Partifane in der Faust rund umher im Zimmer auf. Es sind alte Haudegen mit grauen Schnurrbärten. Der kleine Dauphin klatscht in die Hände, als er sie erblickt. Er erkennt einen von ihnen und ruft ihn an: „Vorrain! Vorrain!“ Der Krieger tritt näher ans Bett heran. „Ich bin dir sehr gut, mein alter Vorrain... Zeige mir doch deinen großen Säbel. Wenn der Tod mich holen will, muß man ihn totschlagen, nicht wahr?“ Vorrain antwortet: „Ja, Monseigneur...“ Und dabei laufen ihm zwei große Thränen an den sonnenverbrannten Backen herab.

In diesem Augenblick nähert sich der Feldprediger dem Dauphin und spricht lange mit ihm, wobei er ihm ein Kreuzifix hinhält. Der kleine Dauphin hört ihn sehr erstaunt an und agt dann plötzlich: „Ich verstehe wohl, was Sie mir sagen, Herr Abbé; aber könnte denn nicht mein kleiner Freund Beppo an meiner Stelle sterben, wenn man ihm recht viel Geld geben würde?...“ Der Feldprediger fährt fort, leise mit ihm zu reden, und der kleine Dauphin macht ein immer erstaunteres Gesicht.

Als der Feldprediger fertig ist, erwidert der Dauphin mit einem schweren Seufzer: „Alles, was Sie mir da sagen, ist sehr traurig, Herr Abbé, aber eins tröstet mich dabei: daß ich dort oben im Sternenparadies auch noch der Dauphin sein werde... Ich weiß, daß der liebe Gott mein Vetter ist, und mich nicht anders als meinem Range gemäß behandeln kann.“ Dann wandte er sich zu seiner Mutter und fuhr fort: „Man soll mir meine schönsten Kleider bringen, mein Wams mit weißem Hermelin und meine Sammetstiefel; ich will mich für die Engel in Staat werfen und im Dauphingewande ins Paradies kommen.“

Zum drittenmal beugt sich der Feldprediger zu dem kleinen Dauphin herab und redet lange mit leiser Stimme zu ihm... Mitten in der Rede unterbricht das Königskind ihn zornig: „So will es also gar nichts bedeuten, Dauphin

zu sein!" ruft es aus. Und nun will der kleine Dauphin nichts mehr hören, dreht sich nach der Wand um und weint bitterlich.

II.

Der Unterpräfekt im Freien.

Der Herr Unterpräfekt macht eine Amtsreise. Vorne der Kutscher, hinten die Lakaien, so trägt ihn die Kutsche der Unterpräfektur majestätisch zur Preisbewerbung des Bezirks von Feenhöhle. Für diesen denkwürdigen Tag hat der Herr Unterpräfekt seinen schönen gestickten Rock angelegt, seinen kleinen Chapeau claque, sein anschließendes Beinkleid mit Silberborten und seinen Staatsdegen mit dem Perlmuttergriff... auf seinem Schoße liegt eine große lederne Aktenmappe.

Der Herr Unterpräfekt sieht traurig auf seine lederne Aktenmappe nieder; er denkt an die famose Rede, die er alsbald vor den Bewohnern von Feenhöhle wird halten müssen... „Meine Herren und liebe Bezirkseingesessene..." Aber trotz allem Drehen seines weichen blonden Backenbarts, und ob er schon zwanzigmal wiederholt: „Meine Herren und liebe Bezirkseingesessene..." die Fortsetzung der Rede will nicht kommen.

Die Fortsetzung der Rede will nicht kommen... Es ist so heiß in dieser Kutsche!... Soweit das Auge reicht, ist die Straße von Feenhöhle von der Sonne des Südens zu Pulver verbrannt... Die Luft glüht... und auf den mit weißem Staub bedeckten jungen Rüstern am Wege rufen die Grillen einander von einem Baume zum andern zu... Plötzlich schauert der Unterpräfekt zusammen. Dort unten am Fuße eines Hügels hat er ein kleines Wäldchen von immergrünen Eichen bemerkt, das ihm zuzuwinken scheint.

Das kleine Wäldchen scheint ihm zuzuwinken: „Kommen Sie doch hierher, Herr Unterpräfekt, Ihre Rede aufzuheben, Sie werden sich unter meinen Bäumen viel wohler fühlen..." Der Herr Unterpräfekt läßt sich verführen; er springt aus der Kutsche und sagt seinen Leuten, sie sollten auf ihn warten,

er wolle in dem kleinen Wäldchen von immergrünen Eichen seine Rede aufsetzen.

In dem kleinen Wäldchen von immergrünen Eichen giebt es Vögel, Beilchen und Quellen unter dem feinen Grase... Als sie den Herrn Unterpräfekten mit seinem anschließenden Beinkleid und seiner ledernen Aktenmappe erblickten, haben die Vögel Furcht bekommen und aufgehört zu singen; die Quellen haben nicht mehr gewagt zu rauschen und die Beilchen haben sich unter dem Rasen verkrochen... Diese ganze kleine Gesellschaft hat noch niemals einen Unterpräfekten gesehen, und fragt sich leise wer dieser schöne Herr, der dort in dem silbernen Beinkleid umherspaziert, wohl sein mag.

Unter dem Laubdache fragt man sich leise, wer dieser schöne Herr im silbernen Beinkleid wohl sein mag... Unterdessen hebt der Herr Unterpräfekt, entzückt von der Stille und Rühle des Wäldchens seine Rockschöße auf, legt seinen Chapeau claque ins Gras, und setzt sich am Fuße einer jungen Eiche ins Moos nieder; dann öffnet er auf seinem Schoße seine große lederne Aktenmappe und nimmt ein großes Blatt Kanzleipapier heraus. „Es ist ein Künstler!“ sagte die Grasmücke. „Nein,“ meint der Dompfaff, „es ist kein Künstler, da er ein silbernes Beinkleid trägt, eher ist es ein Prinz.“

„Eher ist es ein Prinz,“ sagt der Dompfaff. — „Weder ein Künstler, noch ein Prinz,“ ruft eine alte Nachtigall dazwischen, die einen ganzen Sommer im Garten der Unterpräfektur gesungen hat... „Ich weiß, was er ist, es ist ein Unterpräfekt!“ Und durch das ganze kleine Wäldchen geht ein Geflüster: „Es ist ein Unterpräfekt! es ist ein Unterpräfekt.“ „Wie fahllöppig er ist!“ bemerkt eine Lerche mit einer großen Haube. Die Beilchen fragen: „Ist das etwas Böses?“

„Ist das etwas Böses?“ fragen die Beilchen. Die alte Nachtigall antwortet: „Durchaus nicht!“ Und auf diese Versicherung fangen die Vögel wieder an zu singen, die Quellen zu rinnen, die Beilchen zu duften, als wenn der Herr nicht da wäre... Unberührt von all diesem hübschen Getöse, ruft der Herr Unterpräfekt in seinem Innern die Muse der landwirtschaftlichen Vereine an und fängt mit dem Bleistift in

der Hand, in seinem amtlichen Festrednertone an zu deklamieren: „Meine Herren und liebe Bezirks-eingeseffene...“

„Meine Herren und liebe Bezirks-eingeseffene,“ sagt der Unterpräfekt in seinem amtlichen Festrednerton... Ein Gelächter unterbricht ihn; er dreht sich um und sieht nichts als einen dicken Grünspecht, der sich auf seinen Chapeau claque gepflanzt hat, und ihn lachend anblickt. Der Unterpräfekt zuckt die Schultern und will in seiner Rede fortfahren; aber der Grünspecht unterbricht ihn wieder und ruft von weitem: „Was soll das?“ — „Wie! was das soll?“ sagt der Unterpräfekt, der ganz rot geworden ist; und nachdem er mit einer Bewegung das unverschämte Tier fortgejagt hat, fängt er erst recht wieder an: „Meine Herren und liebe Bezirks-eingeseffene.“

„Meine Herren und liebe Bezirks-eingeseffene“ hat der Unterpräfekt erst recht wieder angefangen; aber sieh, da heben sich die kleinen Weilchen auf den Spizen ihrer Stiele zu ihm auf und sagen ganz sacht: „Herr Unterpräfekt, riechen Sie wohl, wie schön wir duften?“ Und die Quellen machen ihm unter dem Moose eine göttliche Musik, und in den Zweigen über ihm finden sich Scharen von Grasmücken ein, die ihm die schönsten Arien singen, und so verschwört sich das ganze Wäldchen, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern.

Das ganze Wäldchen verschwört sich, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern... Der Herr Unterpräfekt, betäubt von Wohlgerüchen, trunken von Musik, versucht vergebens dem ungewohnten Zauber zu widerstehen, der ihn überkommt. Er lehnt sich ins Gras, knöpft seinen schönen Rock auf, stammelt noch zwei- oder dreimal: „Meine Herren und liebe Bezirks-eingeseffene... meine Herren und liebe Bezirks... meine Herren und liebe...“ Dann schickt er die Bezirks-eingeseffenen zum Teufel, und der Muse der landwirtschaftlichen Vereine bleibt nichts übrig, als ihr Haupt zu verhüllen.

Verhülle dein Haupt, o Muse der landwirtschaftlichen Vereine!... Als nach einer Stunde die Leute der Unterpräfektur, besorgt um ihren Herren das Wäldchen betraten, wurde ihnen ein Schauspiel, vor dem sie entsetzt zurück-

prallten ... Der Herr Unterpräfekt lag auf seinem Bauch im Grafe, entblößt wie ein Zigeuner. Er hatte seinen Rock ausgezogen, ... und während er Weilchen zerkaute, machte der Herr Unterpräfekt Verse.



12. Bixious Portefeuille.

An einem Oktobermorgen, einige Tage bevor ich Paris verließ, trat, während ich frühstückte, ein alter Mann in abgetragener Kleidung bei mir ein, säbelbeinig, schmutzig, mit schlotternden Knieen, der auf seinen langen Beinen wie ein gerupfter Stelzenvogel einherschwanfte. Es war Bixiou. Ja, Pariser, euer Bixiou, der wilde, charmante Bixiou, dieser tolle Spötter, der euch seit fünfzehn Jahren mit seinen Flugschriften und Karikaturen soviel Vergnügen gemacht hat ... O der Unglückliche, was für ein Elend! Ohne eine Grimasse, die er im Eintreten machte, hätte ich ihn niemals wiedererkannt.

Mit auf die Schulter geneigtem Kopfe, den Stock zwischen den Zähnen wie eine Klarinette, kam der berühmte und trübselige Spaßmacher bis mitten in mein Zimmer und schwankte dann auf meinen Tisch zu, während er mit kläglichem Stimmte sagte: „Haben Sie Mitleid mit einem armen Blinden ...“ Das war so gut nachgeahmt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen. Aber er sagte sehr kalt: „Sie glauben, ich mache Spaß ... sehen Sie meine Augen an.“ Und damit wandte er mir zwei große, weiße, leblose Augäpfel zu. „Ich bin blind, mein Lieber, blind fürs Leben! ... Das kommt davon, wenn man mit Bitriol schreibt. Ich habe mir bei diesem schönen Handwerk die Augen verbrannt; aber hier bis auf den Grund verbrannt ... bis auf die Tüllen!“ fuhr er fort und zeigte mir seine ausgedörrten Augenlider, an denen kein Schatten eines Haares mehr zu sehen war.

Ich war so bewegt, daß ich keine Worte fand. Mein Stillschweigen beunruhigte ihn.

„Sie arbeiten?“

„Nein, Vigou; ich frühstücke. Wollen Sie auch teilnehmen?“

Er antwortete nicht; aber am Bittern seiner Nasenflügel bemerkte ich wohl, daß er vor Lust verging, die Einladung anzunehmen. Ich nahm ihn bei der Hand und ließ ihn neben mir nieder sitzen.

Während man ihm sein Couvert hinstellte, roch der arme Teufel mit einem Lächeln über den Tisch hin: „Das sieht alles gut aus. Ich werde ordentlich schmausen; es ist schon so lange her, daß ich nicht mehr frühstücke! ein Soubrötchen alle Morgen, während ich die Ministerhotels ablaufe... denn, Sie müssen wissen, ich laufe jetzt die Ministerhotels ab; das ist meine einzige Beschäftigung. Ich versuche ein Tabaksbureau zu entern... Was wollen Sie? man will zu Hause essen. Ich kann nicht mehr zeichnen; ich kann nicht mehr schreiben... diktieren? ... aber was?... Ich habe ja nichts im Kopf; ich erfinde nichts. Mein Beruf war, die Grimassen von Paris zu sehen und sie wiederzugeben; jetzt geht das nicht mehr. Da hab' ich denn an ein Tabaksbureau gedacht; selbstverständlich nicht auf den Boulevards. Auf diese Gunst habe ich keinen Anspruch, da ich weder Mutter einer Tänzerin, noch Witwe eines höheren Offiziers bin. Nein! einfach ein kleines Bureau in der Provinz, irgendwo recht weit fort, in einem Winkel der Vogesen. Ich werde eine große Porzellanpfeife haben, werde mich Hans oder Bebedäus nennen, wie bei Erdmann-Chatrian, und wenn ich dann aus den Werken meiner Zeitgenossen Tabaksbüten mache, werde ich mich darüber trösten, daß ich nicht mehr schreibe.“

„Das ist alles, was ich verlange. Es ist nicht viel, nicht wahr?... Und doch hält es verteuftelt schwer, soweit zu kommen... Und dabei dürfte es mir eigentlich nicht an Protection fehlen. Ich war sehr obenauf, seiner Zeit. Ich dinierte beim Marschall, beim Prinzen, bei den Ministern; alle diese Leute wollten mich haben, weil ich sie amüsierte, oder weil sie Angst vor mir hatten. Jetzt mache ich keinem Menschen mehr Angst; — o meine Augen, meine armen Augen! Und man

läßt mich nirgends ein. Der Kopf eines Blinden, das ist so traurig bei Tische!.. Reichen Sie mir das Brot, bitte.. O die Banditen! sie sorgen dafür, daß ich dies unglückselige Tabaksbureau teuer genug werde bezahlen müssen. Seit sechs Monaten gehe ich mit meiner Bittschrift in allen Minister-hotels spazieren. Ich komme des Morgens zu der Zeit, wo man die Öfen heizt und den Pferden Sr. Excellenz auf dem Hofe im Sande Bewegung macht; und ich gehe erst abends, wenn man die großen Lampen bringt und aus den Küchen angenehme Gerüche aufzusteigen beginnen .. Ich verbringe mein ganzes Leben auf den Holzkästen der Vorzimmer. Die Thürsteher kennen mich auch schon ganz gut! Im Ministerium des Innern nennen sie mich: „Der gute Herr.“ Und ich dagegen mache, um ihre Protektion zu erwerben Wortspiele, oder zeichne ihnen mit einem Strich Schnurrbärte in die Ecke ihrer Schreibunterlagen, worüber sie lachen müssen... Dahin bin ich nun nach zwanzig Jahren lärmender Erfolge gekommen! Das ist das Ende eines Künstlerlebens!... Und wenn man bedenkt, daß es in Frankreich vierzigtausend Gassenjungen giebt, denen beim Gedanken an unsern Beruf das Wasser im Munde zusammenläuft. Wenn man bedenkt, daß täglich in den Departements eine Lokomotive geheizt wird, die uns Haufen von Litteratur- und Druckerfolg-lüfternen Thoren bringt... O du romantische Provinz, könnte Vixious Elend dir doch zur Lehre dienen!“

Damit steckte er die Nase in den Teller und fing an gierig zu essen, ohne ein Wort zu reden... Es war ein Jammer ihm zuzusehen. Jeden Augenblick verlor er sein Brot, seine Gabel, tastete nach seinem Glase... der arme Mann! er war es noch nicht gewöhnt.

*

Einen Augenblick darauf fing er wieder an:

„Wissen Sie, was noch schrecklicher für mich ist? daß ich meine Zeitungen nicht mehr lesen kann. Man muß zum Handwerk gehören, um das zu verstehen... Zuweilen kaufe

ich mir des Abends eine beim Nachhausegehen, nur um diesen Geruch von feuchtem Papier und frischen Nachrichten zu haben... Das ist so schön!... Und niemand, der sie mir vorliest! Meine Frau könnte es wohl, aber sie will nicht; sie behauptet, daß sich unter dem Vermischten unpassende Dinge finden... O! wenn diese früheren Maitresses einmal verheiratet sind, so werden sie die ärgsten Brüden. Seitdem ich diese zur Frau Vixiou gemacht habe, hat sie sich verpflichtet gefühlt, bigott zu werden und zwar dermaßen... Wollte sie mir nicht die Augen mit Wasser von Salette einreiben! Und dann das geweihte Brot, die Kollekten, Christi Kindheit, die kleinen Chinesen, und Gott weiß, was sonst noch?... Wir stecken in den guten Werken bis an den Hals... Es wäre doch aber auch ein gutes Werk, mir meine Zeitungen vorzulesen! Aber nein, das will sie nicht!... Wenn meine Tochter zu Hause wäre, würde sie sie mir wohl vorlesen; aber seit ich blind bin, habe ich sie nach Notre-Dame-des-Arts gegeben, damit ich einen Mund weniger zu füttern habe...

Das ist auch noch eine, von der ich Unnehmlichkeiten habe! Sie ist noch nicht neun Jahre auf der Welt und hat schon alle Krankheiten gehabt. Und dabei trübsinnig und häßlich! Häßlicher als ich, wenn das möglich wäre. Ein Ungeheuer... Was wollen Sie? ich habe niemals etwas anderes als Karikaturen schaffen können... Aber es ist nett von mir, wie ich Ihnen hier meine Familiengeschichte erzähle. Was kann Sie das interessieren?... Geben Sie mir lieber noch ein wenig von diesem Likör. Ich muß mich in Zug bringen. Von hier gehe ich nach dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und dort sind die Thürsteher nicht leicht zu erheitern. Es sind lauter ehemalige Professoren."

Ich goß ihm seinen Likör ein. Er schlürfte ihn zuerst mit gerührter Miene in kleinen Zügen... Plötzlich, ich weiß nicht, welche Laune ihn ergriff, stand er mit dem Glase in der Hand auf, machte eine kleine Rundbewegung mit seinem Kopfe, der einer blinden Viper anzugehören schien, nahm die lebenswürdige Miene eines Herrn an, der eben bei Tische eine Rede halten will, und rief dann mit einer durchdringenden

Stimme, als hätte er eine Festtafel von 200 Couverts anzu-
reden: „Den Künsten! den Wissenschaften! der Presse!“ und
damit geriet er in einen Trinkspruch von Dreiviertelstunden,
der tollsten und merkwürdigsten Improvisation, die jemals aus
diesem Poffenreißergehirn hervorgegangen sein mag.

Denkt euch eine Jahresübersicht, betitelt: „Die Litteratur
im Jahre 186*“, unsere sogenannten litterarischen Versamm-
lungen, unsern Klatsch, unsere Streitigkeiten, allen Unsinn
einer excentrischen Gesellschaft, Unflath aus Tinte, eine Hölle,
der die Größe fehlt, wo man sich erwürgt, wo man sich die
Eingeweide ausreißt, wo man sich ausplündert, wo man über
Interessen und Kupfergeld viel mehr als in der Bürgerchaft
verhandelt, was nicht hindert, daß man dort öfter als ander-
wärts Hungers stirbt; all unsere Gemeinheiten, all unser
Elend; dann unsere Verstorbenen vom verflossenen Jahre, die
Reklame-Begräbnisse, die sich stets wiederholende Leichenrede
des Herrn Delegierten: „Lieber und Betrauerter! armer
Teurer!“ für einen Unglücklichen, dessen Grab man sich zu
bezahlen weigert; und die Selbstmörder, und die, welche wahn-
sinnig geworden sind; denkt euch das alles von einem genialen
Gesichterschneider erzählt, ausgemalt, gestikuliert, dann werdet
ihr eine Vorstellung von Virgous Improvisation haben.

Nachdem er seinen Trinkspruch beendigt, sein Glas ge-
trunken, fragte er mich nach der Zeit und ging mit wilder
Miene fort, ohne mir Adieu zu sagen... Ich weiß nicht, wie
die Thürsteher des Herrn Duruy an jenem Morgen über
seinen Besuch empfunden haben mögen; aber das weiß ich be-
stimmt, daß ich selbst mich niemals in meinem Leben so traurig,
so schlecht aufgelegt befunden habe, als nach dem Fortgehen dieses
schrecklichen Blinden. Mein Tintfaß ekelte mich an, meine
Feder flößte mir Abscheu ein. Ich hätte weit fortgehen, laufen,
Bäume sehen, etwas Gutes riechen mögen... Welcher Haß,
großer Gott! wieviel Galle! was für ein Bedürfnis alles
anzuspeien, alles zu beschmutzen! O, der Elende!..

Und ich schritt wütend in meinem Zimmer auf und ab, während ich fortwährend das Hohnlachen des Widerwillens zu hören glaubte, den er gezeigt hatte, als er von seiner Tochter sprach.

Plötzlich merkte ich, wie ich neben dem Stuhle, auf dem der Blinde gefessen hatte, etwas mit dem Fuße weiterschob. Indem ich mich bückte, sah ich, daß es sein Portefeuille war, ein großes, blankes Portefeuille, mit zerbrochenen Ecken, das ihn niemals verläßt, und das er lachend seine Gifftasche nennt. Diese Tasche war in unsern Kreisen ebenso berühmt wie Girardins famose Kärtchen. Es hieß, daß schreckliche Dinge darin wären... Die Gelegenheit, mich zu überzeugen, war günstig. Das alte Portefeuille war wegen seiner Überfüllung auseinandergegangen und alle Papiere auf den Teppich gefallen, so daß ich sie eins nach dem andern auflesen mußte...

Ein Bündchen Briefe auf geblümtem Papier, die alle angingen: „Mein lieber Papa“ und alle unterzeichnet waren „Céline Vixiou von den Enfants de Marie.“

Alte Rezepte gegen Kinderkrankheiten, Bräune, Krämpfe, Scharlach, Röteln... (die arme Kleine hatte keine ausgelassen!)

Endlich ein großer versiegelter Umschlag, aus dem, wie aus dem Mützchen eines kleinen Mädchens ein paar krause blonde Haare hervorguckten; und auf dem Umschlag mit großer unsicherer Hand, einer Blinden-Hand:

„Haare von Céline, abgeschnitten den 13. Mai, am Tage ihres Eintritts da draußen.“

Das lag also in Vicious Portefeuille.

O Pariser, ihr seid doch alle gleich. Der Widerwille, die Ironie, ein Höllengelächter, arge Scherze, und dann zuletzt... Haare von Céline, abgeschnitten den 13. Mai.



13. Das Märchen von dem Manne mit dem goldenen Gehirn.

An die Dame, die lustige Geschichten haben will.

Als ich Ihren Brief las, gnädige Frau, bekam ich beinahe Gewissensbisse. Ich ärgerte mich über die etwas zu starke Halbtrauer-Färbung meiner Geschichtchen und hatte mir vorgenommen, Ihnen heute etwas Heiteres, etwas ungeheuer Heiteres zu bieten.

Weshalb sollte ich eigentlich traurig sein? Ich lebe tausend Meilen vom Pariser Nebel entfernt auf einem sonnigen Hügel im Lande der Tambourins und des Muskatweins. Rund um mich ist alles nur Sonnenschein und Musik; ich habe Orchester von Weißschwänzchen, Gesangsvereine von Meisen; des Morgens die Bachschneppen, die „fureli! fureli!“ machen, mittags die Grillen, dann die Hirten, die die Querpfeife blasen, und die hübschen braunen Mädchen, die man in den Weinbergen lachen hört ... Wirklich, der Ort ist schlecht gewählt, um Trübes zu brüten; ich müßte eher den Damen rosig gefärbte Gedichte und Körbe voller Liebesgeschichten senden.

Aber nein! ich bin Paris noch zu nahe. Täglich schickt es mir den Unrat seiner traurigen Begebenheiten bis in meine Fichten. — Jetzt eben, wo ich diese Zeilen schreibe, habe ich erst wieder den elenden Tod des armen Charles Barbara erfahren, und meine ganze Mühle steht darüber in Trauer. Adieu ihr Bachschneppen und Grillen! Ich habe keinen Sinn mehr für etwas Heiteres ... Das ist der Grund, gnädige Frau, weshalb statt der spaßhaften Geschichte, die ich mir vorgenommen hatte Ihnen zu liefern, Sie heute wieder nur ein melancholisches Märchen bekommen werden.

*

Es war einmal ein Mann, der ein Gehirn aus Gold hatte, ja, gnädige Frau, ein Gehirn aus purem Golde. Als er zur Welt kam, dachten die Ärzte, daß das Kind nicht leben könnte,

so schwer war sein Kopf und so unverhältnismäßig groß sein Schädel. Er lebte jedoch und wuchs in der Sonne heran wie ein schöner Olivenbaum; nur sein großer Kopf zog es immer vorwärts, und es war ein Jammer mitanzusehen, wie es sich beim Gehen an allen Möbeln stieß. So fiel es denn oft hin. Eines Tages rollte es von einer Freitreppe hinab und schlug mit der Stirn gegen eine Marmorstufe, wobei sein Schädel wie ein Metallbarren klang. Man hielt es für tot; aber als man es aufhob, fand man nur eine kleine Wunde, und in seinen blonden Haaren ein paar geronnene Tröpfchen Gold. Dadurch erfuhren seine Eltern, daß das Kind ein goldenes Gehirn hatte.

Die Sache wurde geheim gehalten; der arme Kleine selbst hatte keine Ahnung. Von Zeit zu Zeit fragte er, weshalb man ihn nicht mehr mit den kleinen Knaben von der Straße vor der Thür herumlaufen ließe.

„Man würde dich bestehlen, mein schöner Schatz,“ antwortete seine Mutter . . . Nun bekam der Kleine große Angst, er möchte bestohlen werden; er kehrte schweigend wieder zu seinen einsamen Spielen zurück und schleppte sich schwerfällig von einem Raum in den andern . . .

Erst als er achtzehn Jahre alt geworden war enthüllten ihm seine Eltern die unnatürliche Gabe, die das Geschick ihm verliehen hatte; und da sie ihn so lange erzogen und ernährt hatten, verlangten sie dafür von ihm etwas von seinem Golde. Das Kind zauderte nicht; noch in derselben Stunde — wie? auf welchem Wege? verrät das Märchen nicht — riß er sich ein Stück massives Gold von der Größe einer Nuß aus dem Schädel und warf es stolz der Mutter in den Schoß. Darauf verließ er ganz geblendet von den Reichtümern, die er in seinem Kopfe trug, von Wünschen betangen, trunken von seiner Macht das väterliche Haus und vergeudete seinen Schatz im Getriebe der Welt.

Aus seiner königlichen Lebenshaltung, bei der er mit dem Golde um sich warf, ohne es zu zählen, hätte man annehmen sollen, daß sein Gehirn unerschöpflich wäre ... Aber es erschöpfte sich dennoch, und man konnte bemerken, wie in demselben Verhältnis seine Augen matt, seine Wangen hohl wurden. Eines Tages endlich, als er am Morgen einer tollten Orgie unter den Überbleibseln des Festes und den erlöschenden Lichtern allein geblieben war, bemerkte er mit Entsetzen, wie stark sich die Lücke in seinem Barren vergrößert hatte; es war Zeit einzuhalten.

Nun begann ein neues Leben. Der Mann mit dem goldenen Gehirn begab sich in die Einsamkeit, um von seiner Hände Arbeit zu leben; argwöhnisch und ängstlich wie ein Geizhals floh er die Versuchungen und versuchte selbst jene verhängnisvollen Reichtümer zu vergessen, die er nicht mehr berühren wollte ... Unglücklicherweise war ihm ein Freund in seine Verborgenheit nachgegangen, und dieser Freund kannte sein Geheimnis.

Eines Nachts wurde der arme Mann plötzlich durch einen Schmerz im Kopfe, einem wütenden Schmerz, aufgeweckt; er richtete sich bestürzt in die Höhe, und sah beim Scheine des Mondes seinen fliehenden Freund, der etwas unter dem Mantel verbarg.

Wieder ein wenig Gehirn, das man ihm forttrug! ...

Einige Zeit darauf verliebte sich der Mann mit dem goldenen Gehirn, und nun war alles aus ... Er liebte aus ganzer Seele ein kleines blondes Weib, das ihn wohl auch liebte, aber doch den Glitterbesatz, die weißen Federn und die niedlichen goldstäferfarbigen Eichel an den Stiefeletten noch vorzog.

Unter den Händen dieses niedlichen Geschöpfes — halb Vogel, halb Puppe — schmolzen die Goldbröckchen dahin, daß es eine Lust war. Sie hatte alle erdenklichen Capricen, und er vermochte niemals nein zu sagen, verbarg ihr sogar,

aus Furcht sie zu betrüben, bis zuletzt die traurige Quelle seines Vermögens.

„Wir sind also sehr reich?“ sagte sie. Der arme Mann antwortete: „O ja . . . sehr reich!“ Und er lächelte liebevoll den kleinen blauen Vogel an, der ihm in aller Unschuld den Schädel verzehrte. Zuweilen jedoch ergriff ihn die Angst und er bekam Anfälle von Geiz; aber dann kam die kleine Frau angehüpft und sagte:

„Mein lieber Mann, da du so reich bist, kaufe mir etwas recht Teures . . .“ Und er kaufte ihr etwas recht Teures.

Das ging so zwei Jahre; da starb eines Morgens die kleine Frau, ohne daß man wußte woran, wie ein Vogel . . . der Schatz war beinahe zu Ende; mit dem, was ihm noch davon geblieben war, ließ der Witwer seiner lieben Verstorbenen ein schönes Begräbniß herrichten. Großes Glockengeläute, schwere, schwarz ausgeschlagene Kutschen, Pferde mit Federbüschen, silberne Thränen auf der Sammetdecke, nichts schien ihm zu schön. Was lag ihm jetzt an seinem Golde? . . . Er gab davon für die Kirche, für die Träger, für die Immortellenverkäuferinnen; er gab überall davon, ohne zu markten . . . Daher blieb ihm auch, als er den Kirchhof verließ, von seinem merkwürdigen Gehirn fast nichts mehr übrig, kaum einige Restchen an den Schädelwänden.

Nun sah man ihn mit verwirrter Miene durch die Straßen gehen, die Hände vorgestreckt und schwankend wie ein Betrunkener. Des Abends, um die Stunde, wo die Läden erleuchtet werden, blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, in dem eine Fülle von Stoffen und Schmuckgegenständen im Scheine des Lichtes glänzte und vertiefte sich dort lange in den Anblick von einem Paar Stiefelchen aus blauem Atlas mit Schwanenbesatz. „Ich kenne jemand, dem diese Stiefelchen wohl Freude machen würden,“ sagte er lächelnd; und indem er schon nicht mehr daran dachte, daß die kleine Frau gestorben war, trat er ein, um dieselben zu kaufen.

Aus ihrem Hinterzimmer hörte die Verkäuferin einen lauten Schrei; sie eilte hinzu und prallte ängstlich zurück, als sie einen Mann erblickte, der da stand, und, auf den Ladentisch

gestützt, sie mit stumpfsinniger Miene anstarrte. Er hatte in der einen Hand die blauen Stiefelchen mit dem Schwanenbesatz und die andere Hand hielt er ihr ganz blutig mit goldenem Abschabbel an den Nägelspitzen entgegen.

Das ist das Märchen von dem Manne mit dem goldenen Gehirn, gnädige Frau.

Trotz seines phantastischen Anstrichs ist dieses Märchen von Anfang bis zu Ende wahr. Es giebt in der Welt arme Menschen, die verurtheilt sind, von ihrem Gehirn zu leben, und die das Kleinste im Leben mit schönem feinem Golde, mit ihrem Mark und ihrem Saft bezahlen. Es wird ihnen zum täglichen Schmerz; und wenn sie dann einmal des Leidens müde sind . . .

Aber diese Geschichte ist entschieden melancholisch, gnädige Frau, und ich werde gut thun, hier aufzuhören.



14. Der Dichter Mistral.

Als ich letzten Sonntag aufstand, glaubte ich mich in die Straße des Faubourg Montmartre versetzt. Es regnete, der Himmel war grau, die Mühle trübselig. Ich fürchtete mich, diesen kalten Regentag zu Hause zu verleben, und da kam mir auch gleich die Lust, mich ein bißchen bei Frédéric Mistral, dem großen provengalischen Dichter aufzuwärmen, der drei Lienes von meinen Fichten entfernt im Dorfe Maillane wohnt.

Raum gedacht, machte ich mich auch auf den Weg: ein Myrtenholzküttel, meinen Montaigne, einen Überrock, und nun vorwärts!

Niemand auf dem Felde zu sehen . . . Unsere schöne katholische Provence gönnt dem Lande am Sonntag Muße zum Ausruhen . . . Die Hunde allein in den Wohnungen, die Meierhöfe geschlossen . . . Von Zeit zu Zeit ein Fuhrmannskarren

mit seinem triefenden Plan, eine alte Frau mit der Kapuze in ihrem hellbraunen Mantel, Maultiere im Staatsgeschirr, mit der Decke aus Spartofasern, roten Zierraten und silbernen Glöckchen, die in kurzem Trabe ein Karriol mit Leuten aus einem Mas in die Messe bringen; weit hinten im Nebel eine Barke auf der Roubine¹ und ein Fischer, der sein Netz auswirft

Keine Möglichkeit an jenem Tage unterwegs zu lesen. Der Regen floß in Strömen, der einem die Tramontane eimerweis ins Gesicht schleuderte ... Ich legte den ganzen Weg in einem Atem zurück und sah endlich nach einem Marsch von drei Stunden das kleine Cypressengebüsch vor mir, in das sich der Ort Maillane aus Furcht vor dem Winde verkrochen hat.

Keine Kaze in den Dorfstraßen; alle Welt im Hochamt. Als ich bei der Kirche vorüber kam, hörte ich das Serpent² heulen und sah hinter den bunten Scheiben die Kerzen leuchten.

Die Wohnung des Dichters liegt am äußersten Ende des Ortes; es ist das letzte Haus zur Linken am Wege nach Saint Remy — ein einstöckiges Häuschen, mit einem Garten davor ... Ich trete leise ein niemand! Die Thür zum Salon ist geschlossen, aber ich höre dahinter jemand gehen und laut sprechen ... Dieser Schritt und diese Stimme sind wir wohlbekannt Ich bleibe einen Augenblick in dem mit Ralkfarbe gestrichenen Gange stehen, die Hand auf dem Thürknopfe und sehr bewegt. — Er ist dort. Er arbeitet ... Soll ich warten, bis die Strophe fertig ist? ... Meiner Treu! um so schlimmer treten wir ein.

*

O Pariser, als der Dichter aus Maillane zu euch kam, um euch Paris in seiner Mireille zu zeigen, und ihr in euern Salons diesen Chaktas³ in städtischer Kleidung saht, mit hohem Kragen und einem großen Hut, der ihm eben so unbequem

¹ Kanalverbindung eines Salzteiches mit dem Meere.

² Das serpent (Schlangenforte) dient noch jetzt zur Begleitung des Gesanges in den Kirchen der Provence.

³ Nordamerikanischer Indianerstamm.

war, wie sein Ruhm, da glaubtet ihr, das wäre Mistral... Nein, das war er nicht. Es giebt nur einen Mistral auf der Welt, und zwar denjenigen, den ich letzten Sonntag in seinem Dorfe überrascht habe, die Filzklappe auf dem Ohr, ohne Weste, in der bloßen Jacke, seine rote katalanische Taillole¹ um die Hüften, mit feuersprühendem Auge, die Glut der Begeisterung auf den Wangen, prächtig in seinem guten Lächeln, elegant wie ein griechischer Hirt mit großen Schritten einher-schreitend, die Hände in den Taschen, während er Verse macht...

„Wie! du bist es?“ rief Mistral und fiel mir um den Hals: „das war ein guter Einfall von dir, daß du gekommen bist. Ganz recht, wir feiern heute unsere Kirmes in Maillane. Wir haben die Musik aus Avignon, Stiergefecht, Prozession, Farandole, es wird prächtig werden... Die Mutter wird aus der Messe kommen, darauf frühstücken wir, und dann heia! dann sehen wir die hübschen Mädchen tanzen...“

Während er so sprach, betrachtete ich bewegt den kleinen Salon mit der hellen Tapete, den ich schon so lange nicht gesehen hatte, und wo ich schon so schöne Stunden verlebt habe. Nichts war verändert. Noch immer das gelbkarrierte Kanapee, die beiden Strohsauteuils, die Venus ohne Arme und die Venus von Arles auf dem Kamin, das Porträt des Dichters Hébert, seine Photographie von Etienne Carjat, und, in einer Ecke am Fenster der Schreibtisch — ein armseliger kleiner Steuererheber-Schreibtisch — ganz mit alten Schwarten und Wörterbüchern bedeckt. Mitten auf diesem Schreibtisch bemerkte ich ein großes offnes Heft... Das war Calendal, Frédéric Mistrals neue Dichtung, die Ende dieses Jahres,² am Weihnachtstage erscheinen soll. An dieser Dichtung arbeitet Mistral seit sieben Jahren, und vor sechs Monaten hat er schon den letzten Vers geschrieben; dennoch wagt er noch nicht sich davon zu trennen. Ihr versteht, es giebt immer noch eine Strophe zu feilen, einen volltönernden Reim zu finden...

¹ Der lange wollene, fast immer rote Gürtel, den die Leute sich zum Ersatz der Hosenträger um die Hüften schlingen.

² 1867.

Wenn Mistral auch in provengalischer Sprache schreibt, so arbeitet er doch an seinen Versen, als wenn jedermann sie in dieser Sprache lesen und ihn als tüchtigen Meister anerkennen sollte... O! der wackere Dichter, und wie gut paßt es auf Mistral, wenn Montaigne sagt: „Denkt an den, welcher, als er gefragt wurde, weshalb er sich so arg in einer Kunst abmühe, für die nur wenige Leute Verständnis haben würden, antwortete: ‚Ich habe an wenigen genug. Ich habe an einem genug. Ich habe an keinem einzigen genug.‘“

Ich hielt das Manuskript von Calendal in der Hand, und durchblätterte es in tiefer Bewegung... Plötzlich ertönt auf der Straße vor dem Fenster die Musik von Querpfeifen, und da läuft auch schon mein Mistral an den Schrank, nimmt Gläser, Flaschen heraus, zieht den Tisch in die Mitte des Zimmers und öffnet den Spielzeugen die Thür, während er zu mir sagt: „Lache nicht... Sie bringen mir ein Morgenständchen... ich bin Gemeinderat.“

Das kleine Gemach füllt sich mit Leuten. Man legt die Tambourins auf die Stühle, stellt die alte Fahne in eine Ecke, und der Wein macht die Runde. Nachdem man dann einige Flaschen auf Herrn Frédéric's Wohl geleert und ernsthaft über das Fest gesprochen hat, ob die Farandole so schön wie voriges Jahr sein wird, ob die Stiere ihre Sache gut machen werden, verabschieden sich die Musikanten, um den übrigen Räten ihr Ständchen zu bringen. In diesem Augenblick erscheint Mistrals Mutter.

Im Handumdrehen ist der Tisch gedeckt: ein schönes weißes Tischtuch und zwei Couverts. Ich kenne die Sitte des Hauses; ich weiß, wenn Mistral Besuch hat, setzt sich seine Mutter nicht an den Tisch... Die arme alte Frau versteht nur ihr Provengalisches und würde sich unbehaglich fühlen, wenn sie sich mit Franzosen unterhalten sollte... Auch braucht man sie in der Küche.

Gott! was für eine Mahlzeit habe ich an dem Morgen gehalten: — ein Stück Ziegenbraten, Bergkäse, eingemachten Weinmost, Feigen, Muskatellertrauben. Dazu diesen guten Chateau-neuf-des-papes, der in den Gläsern so schön rot blinkt..

Zum Nachtsch nehmen ich das Manuscript der Dichtung heraus und lege es vor Mistral auf den Tisch.

„Wir hatten ja verabredet, auszugehn,“ sagte lächelnd der Dichter. „Nein, nein!... Calendal! Calendal!“

Mistral ergiebt sich und beginnt mit seiner musikalischen, sanften Stimme, während er mit der Hand den Takt schlägt den ersten Gesang: — „Von einem liebbestollen Mädchen — nun ich die traurige Begebenheit erzählt habe, werde ich jetzt, so Gott will, ein Cassiser¹ Kind besingen — einen armen kleinen Anchovis-Fischer...“

Draußen läuteten die Glocken zur Vesper; auf dem Plage knatterten die Raketen; die Querpfeifenbläser mit den Tambourins gingen die Straßen auf und ab. Die Camarguer Stiere, die man zum Rennen führte, brüllten.

Ich aber hörte mit den Ellbogen auf dem Tischtuch, thränenden Auges der Geschichte von dem kleinen provenzalischen Fischer zu.

Calendal war nur ein Fischer; die Liebe machte ihn zum Helden... Um das Herz seiner Angebeteten — der schönen Estrella — zu gewinnen, unternimmt er wunderbare Dinge, und die zwölf Arbeiten des Herkules sind nichts im Vergleich zu den seinigen.

Einstmals, als er sich in den Kopf gesetzt hatte, reich zu werden, erfindet er mächtige Fischereiwerkzeuge und bringt den ganzen Fischbestand des Meeres in den Hafen. Ein anderes Mal sucht er einen schrecklichen Straßenräuber der Wäste von Ollioules, den Grafen von Sévèran in seinem Raubnest unter seinen Spießgesellen und Konkubinen auf... Was für ein gewaltiger Bursche war doch dieser kleine Calendal! Eines Tages trifft er in Sainte-Baume zwei feindliche Parteien

¹ Cassis, Hafen am mittelländischen Meer.

von Handwerksgefelln, die dorthin gekommen waren, um auf dem Grabe des Meister Jacques, eines Provengalen, der gefälligst am Tempel Salomonis die Zimmermannsarbeit gemacht hat, mit tüchtigen Zirkelstichen ihren Streit auszusechten. Calendal stürzt sich mitten in das Gemegel, und beschwichtigt die Gefellen durch eine Anrede ...

Wirklich übermenschliche Unternehmungen! Auf den Felsen von Lure war ein unzugänglicher Cedernwald, in den kein Holzfäller sich hinaufwagte. Aber Calendal, der thut es. Er hält sich dort dreißig Tage ganz allein auf. Dreißig Tage lang hört man das Geräusch seiner Axt, wie sie in die Stämme dringt. Der Wald schreit; einer nach dem andern fallen die alten Baumriesen und rollen in den Abgrund; und als Calendal hinabsteigt, ist keine Ceder mehr auf dem Berge übrig geblieben.

Zur Belohnung für so viele Heldenthaten gewinnt der Anchovis-Fischer die Liebe der Estrella und wird von den Einwohnern von Cassis zum Rathsherrn ernannt. Das ist die Geschichte von Calendal. Aber was liegt an Calendal! Die Hauptsache in der Dichtung ist die Provence — die Provence der Küste, die Provence des Gebirges — mit ihrer Geschichte, ihren Sitten, ihren Sagen, ihrer Landschaft, ein ganzes urwüchsiges und freies Volk, das vor seinem Ende noch seinen großen Dichter gefunden hat. Und jetzt steckt Eisenbahnen ab, stellt Telegraphenstangen auf, vertreibt die provengalische Sprache aus den Schulen! In Mireille und in Calendal wird die Provence ewig leben.

„Genug Poesie,“ sagte Mistral, und machte sein Heft zu. „Wir müssen das Fest sehen.“

Wir gingen hinaus, das ganze Dorf war auf den Straßen; ein starker Stoß der Wipe hatte den Himmel reingefegt, und die Sonne glänzte lustig auf den roten regenfeuchten Dächern. Wir kamen zur rechten Zeit, um die Prozession zurückkehren zu sehen. Das gab eine Stunde lang einen unendlichen Zug

von Büßermönchen in der Cagoule,¹ weißen Büßermönchen, grauen Büßermönchen, blauen Büßermönchen, Schwester-schaften verschleierter Nonnen, rosa Fahnen mit goldnen Blumen, großen hölzernen Heiligen mit verblichener Vergoldung, die von vier Mann auf der Schulter getragen wurden, Heiligen aus Steingut, bunt bemalt, wie die Gözenbilder, mit großen Blumensträußen in der Hand, Chorröcken, Monstranzen, Baldachinen von grünem Sammet, mit weißer Seide umrahmten Krifixigen, und das alles leise vom Winde bewegt im Herzen- und Sonnenlicht unter Psalmen, Vitaneien und unaufhörlichem Glockengeläut.

Nachdem die Prozession beendet und die Heiligen in ihre Kapellen zurückgestellt waren, gingen wir das Stiergefecht ansehen, dann die Spiele im Freien, die Männerkämpfe, die drei Sprünge, das Ragenwürgen, das Schlauchspiel und die ganze hübsche Reihe der provengalischen Spiele... Es wurde Nacht, als wir wieder nach Maillane kamen. Auf dem Markt, vor dem kleinen Kaffeehause, wo Mistral des Abends mit seinem Freunde Bidore sein Spielschen macht, hatte man ein großes Freudenfeuer angezündet... Die Farandole wurde vorbereitet. Laternen von ausgeschnittenem Papier leuchteten überall in der Dunkelheit auf, die Jugend setzte sich im Kreise und bald begann auf eine Aufforderung der Tambourins um das Feuer eine tolle, lärmende Runde, die die ganze Nacht dauern sollte.

Nach dem Abendessen stiegen wir, zu müde zum weiteren Gehen, in Mistrals Zimmer hinauf. Dies ist ein bescheidenes Bauernzimmer, mit zwei großen Betten. Die Wände sind ohne Tapete; die Balken an der Decke liegen frei... Als vor vier Jahren die Akademie dem Dichter der Mireille den Preis von dreitausend Franken zusprach, hatte Frau Mistral einen Einfall:

„Wenn wir dein Zimmer tapezieren und mit einer Gipsdecke versehen ließen?“ sagte sie zu ihrem Sohne.

¹ Kutte ohne Ärmel.

„Nein! nein!“ erwiderte Mistral: „das ist Dichtergeld, daran wird nicht gerührt.“

Und das Zimmer ist kahl geblieben; aber so lange das Dichtergeld reichte, haben alle, die bei Mistral anklopfen, stets seine Börse offen gefunden.

Ich hatte das Manuskript von „Calendal“ mit hinaufgenommen und wollte mir vor dem Einschlafen noch eine Stelle vorlesen lassen. Mistral wählte die Episode vom Fayencegeschirr. Der Inhalt ist kurz folgender:

Bei einem großen Festmahl, ich weiß nicht wo, bringt man ein prächtiges Service von Moustier-Fayence auf den Tisch. Auf jedem Teller ist in Blau ein provengalisches Gegenstand gemalt, so daß man die ganze Geschichte des Landes darauf finden kann. Man muß nun sehen, mit welcher Liebe diese schönen Fayencen beschrieben sind; für jeden Teller eine Strophe, ebenso viel kleine Gedichte von kindlicher und gelehrter Arbeit, vollendet wie eine Schilderung Theokrits.

Während mir Mistral seine Verse in dieser schönen, zu drei Vierteln lateinischen Sprache der Provence her sagte, die ehemals die Königinnen gesprochen haben und die jetzt nur noch unsere Hirten verstehen, bewunderte ich im stillen diesen Mann, und indem ich an den trümmerhaften Zustand dachte, in dem er seine Muttersprache vorfand und was er daraus gemacht hat, stellte ich mir eines jener alten Schlösser der Fürsten von Beaux vor, wie man sie in den Boralpen sieht: keine Dächer mehr, keine Geländer an den Altanen, keine Scheiben in den Fenstern, der Dreipaß der Bogenthüren zerbrochen, das Wappenschild über den Thüren von Moos zerfressen, auf dem Schloßhof scharrende Hühner, Schweine, die sich unter den feinen Säulchen der Galerien wälzen, in der Kapelle, wo das Gras wächst, ein weidender Esel, an den großen mit Regenwasser gefüllten Weihwasserbecken trinkende Tauben, und endlich unter diesen Trümmern zwei oder drei Bauernfamilien, die sich neben dem alten Schlosse ihre Hütten gebaut haben.

Da wird eines Tages der Sohn eines dieser Bauern von Liebe zu den hehren Ruinen ergriffen und gerät in Bohn, sie

so entheiligt zu sehen; eiligst jagt er das Vieh aus dem Schloßhof und mit dem Beistande der Feen baut er ganz allein die große Treppe wieder auf, versieht die Wände wieder mit Holzschnitzwerk, die Fenster mit Scheiben, richtet die Thürme wieder auf, vergoldet aufs neue den Thronsaal und stellt so das große Schloß aus früherer Zeit wieder her, wo Päpste und Kaiserinnen wohnten.

Dieses wiederhergestellte Schloß ist die provengalische Sprache.

Der Bauernsohn aber ist Mistral.



15. Die beiden Wirtshäuser.

Es war eines Nachmittags auf dem Rückwege von Nîmes. Die Hitze war unerträglich. So weit das Auge reichte lag die weiße, glühende Landstraße, die sich zwischen Olivengärten und jungen Eichen dahinzog, unter einer großen, matten, silbernen Sonne, die den ganzen Himmel erfüllte, zu Asche verbrannt. Kein Fleckchen Schatten, nicht der leiseste Windhauch. Nichts als das Zittern der warmen Luft und der durchdringende Ruf der Grillen, eine tolle, betäubende Musik im schnellsten Tempo, die den Klang dieses unendlichen Lichtgefunkels zu bilden scheint. . . Ich ging seit zwei Stunden in vollständiger Einsamkeit, als sich plötzlich vor meinen Augen eine Gruppe weißer Gebäude von der staubigen Landstraße abhob. Es war dies der sogenannte Unspann von Saint-Vincent: fünf bis sechs Mas, lange Scheunen mit roten Dächern, eine wasserlose Tränke in einem Gebüsch von mageren Feigenbäumen, und ganz am Ende des Ortes zwei große Wirtshäuser, die sich zu beiden Seiten des Weges gegenüber liegen.

Ein ergreifender Anblick, diese beiden benachbarten Wirtshäuser. Auf der einen Seite ein großes neues Gebäude, voller Leben, Bewegung, die Thüren offen, die haltende Dili-

gence davor, dampfende Pferde, die abgeschirrt wurden, ausgestiegene Reisende, die in der Eile auf der Landstraße im knappen Schatten der Gebäude ihr Glas tranken; der Hof vollgepfropft mit Maultieren und Karren; Fuhrleute, die unter den Schuppen hingelagert die Abendkühle erwarteten. Drinnen Geschrei, Flüche, Faustschläge auf die Tische, Gläserflirren, das Geräusch der Billards, das Knallen der Limonadenpfropfen, und diesen ganzen Lärm übertönend, eine fröhliche, schmetternde Stimme, die sang, daß die Fensterscheiben zitterten:

Das liebeliche Kind, das Gretchen
 Erhob sich des Morgens sehr früh,
 Sie nahm ihre silberne Kanne,
 Zum Wasser dann wandelte sie...

... Das Wirtshaus gegenüber dagegen war schweigsam und sah aus, als wäre es verlassen. Gras vor der Eingangstür, zerbrochene Fensterladen, an der Thür ein kleiner ganz rotbrauner Stechpalmenzweig, der wie ein alter Federbusch herabhing, die Stufen auf der Schwelle mit Kieselsteinen vom Wege ausgebeffert ... das alles so armselig, so erbärmlich, daß es in der That ein Werk der Barmherzigkeit war, dort Halt zu machen um einen Schluck zu trinken.

Als ich eintrat, fand ich einen langen einsamen und trübseligen Saal vor, den das blendende Licht dreier großer gardinloser Fenster noch trübseliger und einsamer machte. Einige wacklige Tische, auf denen staubbedeckte Gläser vereinzelt umherstanden, ein zersprungenes Billard, das seine vier Beutel wie Mulden von sich streckte, ein gelber Divan, ein alter Bahlisch, schlummerten dort in einer ungesunden und bedrückenden Stille. Und Fliegen! Fliegen! so viele hatte ich niemals beisammen gesehen: an der Decke, an die Fenster gefleht; klumpenweise in den Gläsern... Als ich die Thür öffnete, war das ein Summen, ein Flügelgebrause, als träte ich in einen Bienenstock.

Am Ende des Saales in einer Fensterbrüstung stand eine Frau gegen die Scheiben gelehnt, die sehr eifrig hinaus sah. Ich rief sie zweimal an: „He! Wirtin!“ Sie drehte sich langsam um und zeigte mir ein armseliges, runzliges, schrundiges, erdfarbiges Bäuerinnengesicht, das von einer Haube mit roten Spitzen eingefast war, wie sie die alten Frauen bei uns zu Lande tragen. Es war jedoch keine alte Frau, aber die Thränen hatten sie ganz weß gemacht.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie mich und trocknete sich die Augen.

„Mich einen Augenblick niederzusehen und etwas zu trinken...“

Sie sah mich sehr erstaunt an, ohne sich von der Stelle zu rühren, als wenn sie mich nicht verstände.

„Ist das denn hier kein Wirtshaus?“

Die Frau seufzte: „Ja... eigentlich ist es ein Wirtshaus... Aber weshalb gehen Sie nicht drüben hin, wie die andern Leute? Dort ist es viel lustiger...“

„Mir ist es zu lustig... Ich mag lieber bei Ihnen bleiben.“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, setzte ich mich an einen Tisch.

Als sie sich nun überzeuete, daß ich im Ernst gesprochen hatte, fing die Wirtin an mit geschäftiger Miene hin- und her- zulaufen, öffnete Schubladen, schüttelte Flaschen, trocknete Gläser aus, verscheuchte die Fliegen... Man merkte, daß es hier ein großes Ereignis war, einen Reisenden zu bedienen. Einen Augenblick blieb die Unglückliche stehen und griff sich an den Kopf, als verzweifelte sie überhaupt damit zu stande zu kommen.

Dann ging sie in das anstoßende Zimmer; ich hörte sie mit großen Schlüsseln rasseln, Schlösser probieren, im Brotkasten herumkramen, pusten, abstäuben, Teller waschen. Von Zeit zu Zeit ein schwerer Seufzer, ein schlecht unterdrücktes Schluchzen...

Nachdem dies Gebahren eine Viertelstunde gedauert hatte, stand ein Teller mit passerilles (gedörrte Trauben), ein altes Beaucaire-Brot, hart wie Stein, und eine Flasche

Kräger vor mir. „Bedienen Sie sich gefälligst,“ sagte das sonderbare Geschöpf, und zog sich schleunigst wieder auf seinen Platz am Fenster zurück.

*

Während ich trank, versuchte ich, sie zum Reden zu bringen: „Sie bekommen nicht oft Besuch, meine gute Frau, nicht wahr?“

„O nein, Herr, es kommt niemals ein Mensch... Als wir allein am Ort waren, da war das anders, wir hatten den Umspann, Jagdmäher in der Entenzeit, Fuhrleute das ganze Jahr über... aber seit die Nachbarn sich etabliert haben, haben wir alles verloren... Die Leute gehen lieber hinüber. Bei uns findet man es zu traurig... Das Haus ist ja auch wirklich nicht sehr angenehm. Ich bin nicht schön, ich leide am Fieber, meine beiden Kleinen sind tot... Drüben dagegen lebt man allezeit lustig. Die Wirtin ist eine Urleserin, eine schöne Frau mit Spitzen und dreimal goldenen Ketten um den Hals. Der Kondukteur, der ihr Liebhaber ist, führt ihr die Diligence zu. Dazu ein Haufen Schwindlerinnen als Hausmädchen... Da hat sie denn auch Kundschaft. Sie hat die ganzen jungen Leute von Bezouces, von Redessan, von Fonquidres. Die Karrenführer machen einen Umweg, um bei ihr ansprechen zu können... Und ich sitze hier den ganzen Tag, ohne einen Menschen, und verkomme.“

Sie sagte das in zerstreuter, gleichgültiger Weise, die Stirn immer gegen die Scheiben gelehnt. Offenbar gab es in dem Wirtshause gegenüber etwas, das ihre Gedanken einnahm...

Plötzlich entstand auf der andern Seite der Straße ein großer Aufruhr. Die Diligence setzte sich unter Staubwolken in Bewegung. Man hörte Peitschenknallen, das Horn des Postillons, Mädchen, die aus der Thür nachriefen: „Abiousias! abiousias!“ und alles übertönend die furchtbare Stimme von vorhin, wie sie wieder anfing:

Sie nahm ihre silberne Kanne,
Zum Wasser dann wandelte sie;
Sah nicht geritten dort kommen
Drei Mann von der Kavallerie.

... Beim Ton dieser Stimme erzitterte die Wirtin am ganzen Körper, und indem sie sich nach mir umwendete, sagte sie ganz leise: „Hören Sie, das ist mein Mann... Singt er nicht schön?“

Ich sah sie bestürzt an: „Wie? Ihr Mann... Also der geht auch dorthin?“

Und sie, mit schmerzlicher Miene, aber sehr sanft: „Was wollen Sie, Herr? So sind einmal die Männer, sie mögen nicht weinen sehen; und ich, ich höre seit dem Tode der Kleinen nicht auf zu weinen.... Und dann ist diese große Baracke hier, wo niemals ein Mensch kommt, auch so traurig... Wenn nun mein armer José sich zu sehr langweilt, so geht er hinüber eins trinken, und da er eine schöne Stimme hat, läßt die Arleserin ihn singen. Still!... da fängt er wieder an.“

Und zitternd, mit vorgestreckten Händen, große Thränen, die sie noch häßlicher machten, in den Augen, stand sie da in Entzücken versunken vor dem Fenster, und hörte ihren José der Arleserin vorsingen:

Der erste, der rief ihr entgegen:

Ich grüß' dich, mein holder Schatz.



16. In Milianah.

(Reisenotizen.)

Diesmal führe ich euch nach einer hübschen kleinen Stadt in Algier, zwei- bis dreihundert Meilen von der Mühle hinüber, wo wir den Tag verbringen wollen.... Das wird uns eine kleine Abwechslung von den Tambourins und den Grillen verschaffen.

... Es wird regnen; der Himmel ist grau, die Gipfel des Zaccargebirges hüllen sich in Nebel. Ein trübseliger Sonntag.. Ich suche mich in meinem kleinen Hotelzimmer, dessen Fenster auf die arabischen Festungswerke schaut, mit Cigaretten-

rauchen zu zerstreuen... Man hat mir die ganze Bibliothek des Hotels zur Verfügung gestellt; zwischen einer sehr genauen Geschichte der Registrierung und einigen Romanen von Paul de Kock entdecke ich einen sehr unvollständigen Band von Montaigne... Ich öffne das Buch aufs Gerathewohl, lese wieder einmal den bewunderungswürdigen Brief über de la Boéties Tod.... und bin nun träumerischer und düsterer gestimmt als jemals... Es fallen schon einige Regentropfen. Jeder Tropfen, der auf das Fenstergeßims trifft, macht in dem Staube, der sich dort seit dem Regen des vergangenen Jahres angesammelt hat, einen großen Stern.... Mein Buch gleitet mir aus der Hand, und ich verbringe eine ganze Zeit damit, diese melancholischen Sterne zu betrachten...

Am städtischen Uhrturm, einem ehemaligen Marabout, dessen schlanke weiße Mauern ich von hier aus sehen kann, schlägt es Zwei. Armer Teufel von Marabout! Wer ihm das vor dreißig Jahren gesagt hätte, daß er eines Tages mitten auf der Brust ein großes städtisches Zifferblatt tragen und jeden Sonntag mit dem Zweiuhr=Schlage den Kirchen von Milianah das Zeichen zur Vesper geben würde... Dig! dong! nun haben die Glocken angefangen!... Das wird hübsch lange dauern... Wirklich, dieses Zimmer ist trübselig. Die großen Morgenspinnen, die man philosophische Gedanken nennt, haben ihre Netze in allen Ecken gesponnen... Hinaus mit uns.

Ich komme auf den großen Platz. Die Musik des 3. Linienregiments, die sich von einem kleinen Regen nicht abschrecken läßt, hat sich soeben um ihren Chef aufgestellt. An einem Fenster des Divisionsgebäudes erscheint der General mit seinen Damen; auf dem Platze spaziert der Unterpräfekt mit dem Friedensrichter Arm in Arm auf und ab. Ein halbes Duzend halbnackte kleine Araber spielen in einer Ecke mit wildem Geschrei Ball. Dort unten kommt ein zerlumpter Jude einen Sonnenstrahl suchen, den er gestern an dieser Stelle verlassen hatte, und den er nun zu seinem Erstaunen nicht mehr vor-

findet... „Eins, zwei, drei, los!“ Die Musik hebt eine alte Mazourka von Talery an, die die Berber=Drehorgeln vorigen Winter unter meinen Fenstern spielten. Diese Mazourka quälte mich damals; heute rührt sie mich zu Thränen.

O wie glücklich sind doch die Spielleute des 3. Die Augen auf ihre Sechszehntelnoten geheftet, trunken von Rhythmus und Lärm, denken sie an weiter nichts, als ans Takt zählen. Ihre Seele, ihre ganze Seele liegt in diesem viereckigen handgroßen Stückchen Papier, das an der Spitze des Instruments zwischen zwei Messingzähnen zittert. „Eins, zwei, drei, los!“ Darin liegt für diese wackern Leute alles; die Volkslieder, die sie spielen, haben ihnen niemals Heimweh verursacht.... Mir, der ich nicht zur Kapelle gehöre, wird bei dieser Musik leider weh ums Herz und ich gehe fort....

*

Wo werde ich diesen trüben Sonntag Nachmittag wohl am besten verbringen? Gut, Sid' Omar's Kaffeeschänke ist offen... Treten wir bei Sid' Omar ein.

Obgleich er eine Kaffeeschänke hat, ist Sid' Omar durchaus kein Schankwirt. Er ist ein Prinz von Geblüt, der Sohn eines früheren Dey von Algier, der von den Sanitscharen erbroffelt wurde... Nach dem Tode seines Vaters flüchtete sich Sid' Omar nach Milianah mit seiner Mutter, die er anbetete, und lebte dort einige Jahre als philosophischer großer Herr unter seinen Windhunden, seinen Falken, seinen Pferden und seinen Frauen in hübschen, sehr kühlen Palästen mit Orangengärten und Springbrunnen. Da kamen die Franzosen. Sid' Omar, zuerst unser Feind und Abd'=el=Kaders Verbündeter, verfeindete sich schließlich mit dem Emir und unterwarf sich. Um sich zu rächen, brach der Emir in Sid' Omar's Abwesenheit in Milianah ein, plünderte seine Paläste, hieb seine Orangengärten nieder, führte seine Pferde und seine Frauen fort und ließ seiner Mutter unter dem Deckel einer großen Kiste den Hals abquetschen.... Sid' Omar's Born war furchtbar: von Stund an stellte er sich in den Dienst Frankreichs und so lange unser Krieg gegen den Emir währte,

hatten wir keinen besseren und eifrigern Soldaten. Nach Beendigung des Krieges kehrte Sid' Omar nach Milianah zurück; aber noch heute wird er bleich und seine Augen flammen, wenn man in seiner Gegenwart von Abb' = el = Kader spricht.

Sid' Omar ist sechzig Jahre alt. Trotz des Alters und der Pocken ist er schön geblieben: lange Wimpern, ein Frauenblick, ein bezauberndes Lächeln, eine fürstliche Miene. Der Krieg hat ihn ruiniert und von seinem frühern großen Reichtum ist ihm nichts geblieben als ein Hof in der Ebene des Chélif und ein Haus in Milianah, wo er mit seinen drei Söhnen, die unter seinen Augen erzogen werden, bürgerlich lebt. Bei einem Streitfall nimmt man ihn gern zum Schiedsrichter und sein Urtheil gilt fast stets als Gesetz. Er geht wenig aus: man findet ihn fast jeden Nachmittag in einer an sein Haus anstoßenden Kaffeeschänke, die ihren Eingang von der Straße aus hat. Das Mobiliar dieses Raumes ist nicht gerade reich: weißgealkte Wände, eine umlaufende Holzbank, Polster, lange Pfeifen, zwei Kohlenbecken... Dort giebt Sid' Omar Audienz und spricht er Recht. Ein Salomo in der Kaffeeschänke.

Heute, am Sonntag, ist der Besuch zahlreich. Ein Duzend Häuptlinge kauern in ihren Burnussen rund im Raume umher. Jeder hat neben sich eine große Pfeife und eine kleine Tasse Kaffee in einem feinen Eierbecher aus Filigran. Ich trete ein, niemand rührt sich... Von seinem Plaze aus grüßt mich Sid' Omar mit seinem charmantesten Lächeln und läßt mich mit der Hand ein, mich neben ihn auf ein großes gelbseidenes Kissen zu setzen; dann giebt er mir, indem er einen Finger auf den Mund legt, ein Zeichen, zuzuhören.

Der Fall ist folgender: — Der Caïd der Beni-Zougzoug hat einen Streit mit einem Juden von Milianah wegen eines kleinen Landstreifens, und beide Parteien sind übereingekommen, die Sache vor Sid' Omar zu bringen und sich bei seinem Urtheil zu bescheiden. Die Zusammenkunft ist auf diesen Tag estgesetzt, die Zeugen sind zusammenberufen; da ändert mein

Jude plötzlich seinen Entschluß, kommt allein, ohne Zeugen, und erklärt, er wolle sich lieber an den Friedensrichter der Franzosen als an Sid' Omar wenden.... So steht die Sache bei meinem Eintreten.

Der Jude — alt, mit erdfarbenem Bart, kastanienbrauner Weste, blauen Strümpfen, Sammetmütze — hebt die Nase gen Himmel, rollt seine flehenden Augen, küßt Sid' Omars Pantoffeln, beugt dann wieder das Haupt, kniet nieder, faltet die Hände... Ich verstehe kein Arabisch, aber aus der Gebärde des Juden bei dem Wort: „Friedensrichter, Friedensrichter,“ das sich jeden Augenblick wiederholt, kann ich die ganze schöne Rede erraten: „Wir zweifeln nicht an Sid' Omar. Sid' Omar ist weise, Sid' Omar ist gerecht... aber der Friedensrichter wird unsere Sache doch viel besser besorgen.“

Die unwilligen Zuhörer bleiben als echte Araber unbeweglich.. Auf sein Rissen hingestreckt, mit prüfendem Auge, die Bernsteinspitze zwischen den Lippen, hört Sid' Omar — ein Bild des Gottes der Fronie — zu, und lächelt. Plötzlich, mitten in seiner schönsten Periode wird der Jude durch ein energisches „caramba!“ unterbrochen, das ihn jäh verstummen macht; dabei verläßt ein spanischer Wächter, der als Zeuge des Caïd gekommen ist, seinen Platz, tritt auf Ischariot zu und schüttet ihm einen vollen Korb mit Verwünschungen in allen Sprachen, von allen Farben über den Kopf, ... unter andern eine gewisse französische Bezeichnung, die zu derb ist, um hier wiederholt werden zu können... Sid' Omars Sohn, der das Französische versteht, errödet, daß er ein solches Wort in Gegenwart seines Vaters hören muß, und geht hinaus. — Diesen Zug arabischer Erziehung sollte man sich merken. — Die Zuhörerschaft bleibt noch immer unbeweglich, Sid' Omar lächelt noch immer. Der Jude ist aufgestanden und eilt rückwärts der Thür zu, zitternd vor Furcht, aber immer noch sein ewiges: „Friedensrichter, Friedensrichter“ murmelnd.... Er geht hinaus. Der Spanier stürzt wütend hinter ihm her, holt ihn auf der Straße ein, und, schwap, schwap! schlägt er ihm zweimal gerade ins Gesicht.... Ischariot fällt mit gekreuzten Armen auf die Kniee... der Spanier geht etwas beschämt

wieder in die Kaffeeschänke zurück.... Sobald er fort ist, steht der Jude wieder auf und läßt einen tückischen Blick über die festgestaute Menge gleiten, die ihn umsteht. Es sind da Leute von jeder Hautfarbe — Malteser, Mahoneser, Neger, Araber, alle gleiche Judenhasser, und vergnügt, einen solchen mißhandeln zu sehen... Ischariot zögert einen Augenblick, dann faßt er einen Araber am Burnus und sagt: „Du hast es gesehen, Achmed, du hast es gesehen... du warst dabei... der Christ hat mich geschlagen...; du wirst Zeuge sein...; ja... ja... du wirst Zeuge sein.“ Der Araber macht seinen Burnus frei und stößt den Juden zurück... Er weiß nichts, er hat nichts gesehen; gerade in dem Augenblick hat er sich umgedreht...

„Aber du, Kaddour, du hast es gesehen..., du hast gesehen, wie der Christ mich geschlagen hat...“ ruft der unglückliche Ischariot einem dicken Neger zu, der beschäftigt ist, eine Berberfeige abzukauen... Der Neger speit aus, um seine Verachtung zu bezeugen, und entfernt sich; er hat nichts gesehen... Auch jener kleine Malteser, dessen Kohlenaugen böse unter seinem Barett hervorleuchten, hat nichts gesehen; ebensowenig jene ziegelarbne Mahoneserin, die lachend mit ihrem Granatenkorbe auf dem Kopfe davongeht.

Vergebens schreit der Jude, bittet er, gerät er außer sich..., kein Zeuge! niemand hat etwas gesehen... Glücklicherweise kommen in diesem Augenblick zwei seiner Glaubensgenossen zaghaft, an die Mauer gedrückt, die Straße daher. Der Jude teilt ihnen den Vorfall mit: „Schnell, schnell, meine Brüder. Schnell zum Sachwalter! schnell zum Friedensrichter!... Ihr habt's ja doch gesehen..., ihr habt gesehen, daß man den alten Mann geschlagen hat!“

Ob sie's gesehen haben!..., Freilich.

... Große Aufregung in Sid' Omars Kaffeeschänke.... Der Kaffeewirt füllt die Tassen, setzt die Pfeifen aufs neue in Brand. Man plaudert, man lacht aus vollem Halse. Es ist

so belustigend, einen Juden prügeln zu sehen!... Unter dem Lärm und Rauch schreite ich leise zur Thür; ich bekomme Lust, ein wenig nach Israel hinzuhorchen, um zu erfahren, wie Ischariots Glaubensgenossen den ihrem Bruder angethanen Schimpf aufgenommen haben... „Komm heute abend zum Mahl, Herr,“ ruft mir der gute Sid' Omar zu... Ich nehme an, ich danke; und da bin ich auch draußen.

Im Judenviertel ist alles auf den Beinen. Die Sache hat schon großen Lärm gemacht. Niemand in den Buden. Sticker, Schneider, Sattler — ganz Israel ist auf der Straße... Die Männer — in Sammetmützen, blauwollenen Strümpfen — stehen lebhaft gestikulierend in Gruppen zusammen... Die Weiber bleich, voll, prall wie Holzgößen in ihren anliegenden Kleidern mit goldnem Brustflak, das Gesicht von schwarzen Bändchen umrahmt, gehen jammernd von einer Gruppe zur andern... In dem Augenblick, wo ich komme, entsteht eine große Bewegung in der Menge. Man eilt, man überstürzt sich. Auf seine Beugen gestützt schreitet der Jude — der Held der Begebenheit — zwischen zwei Mützenheften unter einem Regen von Verwünschungen hindurch. — „Räche dich, Bruder, räche uns, räche das jüdische Volk. Fürchte nichts; du hast das Gesetz für dich.“

Ein abscheulicher Zwerg, der nach Pech und altem Leder duftet, nähert sich mir und ruft mit kläglichem Miene und schweren Seufzern: „Du siehst, wie man uns arme Juden behandelt!“ Sieh her, es ist ein Greis. Sie haben ihn beinahe umgebracht.“

Wirklich, der arme Ischariot sieht mehr tot als lebendig aus. Er kommt bei mir vorüber — mit erloschenem Auge, eingefallenem Gesicht; er geht nicht mehr, er schleppt sich fort... Nur ein ansehnliches Schmerzensgeld kann ihn heilen; man bringt ihn denn auch nicht zum Arzt, sondern zum Geschäftsagenten.

Es giebt in Algier viele Geschäftsagenten, fast so viel als Heuschrecken. Das Geschäft geht gut, wie es scheint. Jedenfalls hat es den Vorteil, daß man es stehenden Fußes ohne Examen, ohne Kaution, ohne Probezeit antreten kann. Wie man in Paris Schriftsteller werden kann, so wird man in Algier Geschäftsagent. Man braucht dazu nur etwas Französisch, Spanisch, Arabisch, muß stets einen Code in seinen Halftertaschen haben, und vor allen Dingen das zum Gewerbe notwendige Temperament.

Die Funktionen eines Agenten sind sehr verschiedenartig; er ist abwechselnd Advokat, Sachwalter, Makler, Sachverständiger, Dolmetscher, Buchhalter, Kommissionär, öffentlicher Schreiber, er ist mit einem Wort der Maître Jacques der Kolonie. Nur hatte Harpagon einen einzigen Maître Jacques¹, und die Kolonie hat ihrer mehr als sie braucht. Allein in Milianah zählt man sie nach Duzenden. Im allgemeinen empfangen diese Herren, um die Bureaukosten zu sparen, ihre Klienten im Café auf dem großen Platz, und halten ihre Konsultationen beim Absynth ab.

Also nach dem Café auf dem großen Platz richtete der würdige Ischariot mit seinen beiden Zeugen seine Schritte. Folgen wir ihnen nicht.

Beim Verlassen des Judenviertels komme ich bei dem Arabischen Bureau vorüber. Von außen könnte man es mit seinem Schieferdach und der darüber flatternden französischen Fahne für eine Dorfmairie ansehen. Ich kenne den Dolmetscher; wir wollen eintreten und eine Cigarette mit ihm rauchen. Mit einer Cigarette nach der andern werde ich doch schließlich diesen sonnenlosen Sonntag tot bekommen!

Der Hof vor dem Bureau ist voller zerlumpter Araber. Sie sind da wohl ihrer fünfzig, die antichambrieren, indem sie längs der Mauer in ihren Burnussen kauern. Dieses Beduinen-

¹ Personen aus Molières Lustspiel „Der Geizige“.

Antichambre haucht — trotzdem es unter freiem Himmel liegt, einen starken Geruch nach Menschenhaut aus. Gehen wir schnell vorüber . . . Im Bureau treffe ich den Dolmetscher in lebhaftester Unterhandlung mit zwei großen, unter langen schmierigen Decken vollständig nackten Schreibhässen, die mit dem übertriebensten Gebärdenspiel ich weiß nicht was für eine Geschichte von einem gestohlenen Rosenkranz erzählen. Ich setze mich auf eine Matte in eine Ecke und sehe zu . . . Eine hübsche Tracht, diese Dolmetschertracht; und wie gut sie der Dolmetscher von Milianah trägt! Beide scheinen für einander geschaffen zu sein. Die Tracht ist himmelblau mit schwarzer Einfassung und goldenen, glänzenden Knöpfen. Der Dolmetscher ist ein blonder, rosiger Vockenkopf, ein hübscher blauer Husar voll Humor und Phantasie; etwas schwachhaft, — er redet so viel von Sprachen; ein wenig Skeptiker, — er hat in der orientalischen Schule Renan kennen gelernt; — großer Sportliebhaber; — im arabischen Bivak ebenso zu Hause wie bei den Empfangsabenden der Unterpräfektin, tanzt die Mazourka wie kein anderer und bereitet den Couzcouz¹ wie kein Zweiter. Mit einem Wort, ein Pariser; so ist mein Mann und da werdet ihr euch nicht wundern, daß die Damen von ihm hin sind . . . Als Dandy hat er nur einen Nebenbuhler: den Sergeanten des Arabischen Bureaus. Dieser, — mit seiner Tunita aus feinem Tuch und seinen Gamaschen mit den Perlmutterknöpfen, — bildet den Gegenstand des Neides und der Verzweiflung für die ganze Garnison. Dem Arabischen Bureau überwiesen, ist er von den Arbeiten dispensiert und man sieht ihn stets auf der Straße mit weißen Handschuhen, frisch frisiert und große Protokollbücher unter dem Arm. Man bewundert und fürchtet ihn. Er ist eine Autorität.

Diese Geschichte von dem gestohlenen Rosenkranz droht entschieden sehr lang zu werden. Guten Abend! Ich warte das Ende nicht ab.

¹ Arabisches Gericht aus kleinen in Öl gesottenen Klößen von Fleisch und Mehl bestehend.

Beim Hinausgehen finde ich das Vorzimmer in Aufregung. Die Menge drängt sich um einen Eingeborenen von hoher Figur, einen bleichen, stolzblickenden, in einen schwarzen Burnus gekleideten Mann. Dieser hat vor acht Tagen im Baccar mit einer Pantherin gekämpft. Die Pantherin ist tot, aber dem Manne hat sie einen halben Arm aufgefressen. Morgens und abends kommt er nach dem Arabischen Bureau, um sich verbinden zu lassen, und jedesmal hält man ihn im Hofe fest, um sein Abenteuer zu hören. Er spricht langsam, in schönen Gutturaltönen. Von Zeit zu Zeit öffnet er seinen Burnus und zeigt den vor seine Brust gehefteten linken Arm, der ganz mit blutigem Linnen umwunden ist.

*

Ich bin kaum auf der Straße, als ein heftiges Gewitter ausbricht. Regen, Donner, Blitze, Sirocco.... Schnell unter Dach. Auf gut Glück trete ich in eine Thür und falle mitten in ein Nest von Zigeunern, die sich unter den Arkaden eines maurischen Hofes eingerichtet haben. Dieser Hof gehört zur Moschee von Milianah; er bildet den gewöhnlichen Zufluchtsort der muselmännischen Dürftigkeit und wird „der Hof der Armen“ genannt.

Große magere Windhunde, ganz mit Ungeziefer bedeckt, umschnuppern mich mit bösem Blick. Gegen einen Pfeiler der Galerie gelehnt, suche ich meinen Gleichmut zu bewahren, und betrachte, ohne mit jemandem zu sprechen, den Regen, wie er von den bunten Fliesen des Hofes abspringt. Die Zigeuner liegen in Gruppen an der Erde. Neben mir sitzt ein beinahe schönes junges Weib mit bloßem Halse und Beinen, große eiserne Spangen an den Handgelenken und Knöcheln, die ein seltsames, aus drei melancholischen und näselnden Tönen bestehendes Lied singt. Beim Singen stillt sie ein ganz nacktes, rotbronzefarbiges Kind, und mit dem freigebliebenen Arm stampft sie Gerste in einem steinernen Mörser. Der von einem furchtbaren Winde hineingepeitschte Regen überschwemmt zuweilen die Beine der Mutter und den Leib ihres Säuglings.

Die Zigeunerin achtet nicht darauf und fährt fort bei dem Unwetter zu singen, während sie die Gerste stampft und die Brust reicht.

Das Gewitter nimmt ab. Ich mache mir eine Pause zu nuzе und beeile mich, diesen Hof der Wunder zu verlassen und mich zum Mahle Sid' Omar's zu begeben; es ist Zeit.... Beim Überschreiten des großen Platzes begegne ich noch meinem alten Juden von vorhin. Er stützt sich auf seinen Geschäftszagenten, seine Zeugen gehen vergnügt hinterher; eine Schar von garstigen kleinen Juden springt um sie herum... Alle Gesichter glänzen. Der Agent übernimmt die Sache, er wird beim Gerichtshof zweitausend Francs Schmerzensgeld beantragen.

Bei Sid' Omar, glänzendes Mahl. — Der Speisesaal geht auf einen maurischen Hof, wo zwei oder drei Springbrunnen rauschen... Vorzügliches türkisches Essen, das ich hiermit dem Baron Brisse empfehle. Unter andern Gerichten erwähne ich ein Huhn mit Mandeln, ein Couffcouff mit Vanille, Schildkrötenfleisch — etwas schwer, aber vom feinsten Geschmack — und Honigbiskuits, die „Bissen für den Kadi“ genannt werden... Als Wein nur Champagner. Dem muselmännischen Gesetz zum Troß trinkt Sid' Omar hiervon auch ein wenig — wenn die Diener den Rücken gewendet haben... Nach dem Mahle begeben wir uns in das Zimmer unseres Wirts, wo man uns Eingemachtes, Pfeifen und Kaffee bringt... Die Ausstattung dieses Zimmers ist so einfach als möglich: ein Divan, einige Matten; hinten ein großes, sehr hohes Bett, auf dem einige rote goldgestickte Kissen umherliegen... An der Wand hängt ein altes türkisches Gemälde, das die Thaten eines gewissen Admiral Hamadi darstellt. Es scheint, daß die Maler in der Türkei immer nur eine Farbe anwenden; dieses Gemälde scheint dem Grün geweiht zu sein. Das Meer, der Himmel, die Schiffe, der Admiral Hamadi selbst, alles ist grün, und wie grün!...

Die arabische Sitte verlangt, daß man sich bei guter Zeit entfernt. Nachdem wir den Kaffee genommen und die Pfeifen geraucht haben, wünsche ich meinem Wirte gute Nacht und lasse ihn mit seinen Frauen allein.

*

Wo soll ich nun meinen Abend beschließen? Zum Schlafen gehen ist es noch zu früh, die Trompeten der Spahis haben noch nicht zur Retraite geblasen. Auch tanzen Sid' Omar's kleine Kissen phantastische Farandolen um mich, die mich nicht zum Schlafen kommen lassen würden.... Da bin ich gerade vor dem Theater, wir wollen einen Augenblick eintreten.

Das Theater von Milianah ist ein altes Fouragemagazin, das so gut als möglich in ein Theater umgewandelt worden ist. Große Argand=Lampen, deren Öl in den Zwischenakten erneuert wird, vertreten die Stelle der Kronleuchter. Das Parterre steht, als Orchesterplätze dienen Bänke. Die Gallerieen sind sehr stolz, weil sie Strohstühle haben.... Um den ganzen Zuschauerraum läuft ein langer, dunkler, ungedielter Gang... Man könnte meinen, auf der Straße zu sein, nichts fehlt dabei... Das Stück hat schon angefangen, als ich eintrete. Zu meiner großen Ueberraschung sind die Schauspieler nicht schlecht, nämlich die Männer; sie haben Zug, Leben... Es sind fast sämtlich Dilettanten, Soldaten vom 3., das Regiment ist stolz auf sie, und kommt fast jeden Abend, um ihnen Beifall zu klatschen.

Aber die Frauen, ach!... das sind immer wieder dieselben weiblichen Mitglieder der kleinen Provinzialtheater, geziert, übertrieben und unwahr... Doch sind zwei unter diesen Damen, die mich interessieren, zwei Jüdinnen aus Milianah, beide jung, die zum erstenmal auf einem Theater auftreten.... Die Eltern sind im Zuschauerraum und scheinen entzückt zu sein. Sie haben die Überzeugung, daß ihre Töchter Tausende von Duros bei diesem Geschäft verdienen werden. Die Sage von Rachel, der Jüdin, der Millionärin

und Schauspielerin, hat sich schon bis zu den Juden des Orients verbreitet.

Man kann nichts Komischeres und Rührenderes sehen, wie diese beiden kleinen Jüdinnen auf den Brettern.. Sie halten sich furchtsam in einer Ecke der Bühne, gepudert, geschmückt, defolletiert und ganz steif. Sie frieren, sie schämen sich. Von Zeit zu Zeit plappern sie eine Phrase her, ohne sie zu verstehen, und während sie sprechen, blicken ihre großen jüdischen Augen betroffen im Zuschauerraum umher.

*

Ich verlasse das Theater... In der Dunkelheit um mich höre ich in einer Ecke des Plazes Geschrei.... Ohne Zweifel einige Malteser, die eine Auseinandersetzung mit Messerstichen vorhaben....

Ich beuge mich längs der Wälle langsam in mein Hotel zurück. Köstliche Gerüche von Orangen und Thujas steigen aus der Ebene auf. Die Luft ist mild, der Himmel fast rein.... Dort unten, zu Ende des Weges erhebt sich ein altes Gemäuer, die Trümmer irgend eines ehemaligen Tempels. Diese Mauern sind heilig; alle Tage kommen die arabischen Frauen und hängen dort Botivzeichen auf, Nester von Haß und Houtas, lange Flechten von roten Haaren, die mit Silberfäden zusammengebunden sind, Stücke von Burnus... das bewegt sich dort alles im lauwarmen Nachtwind, von einem schwachen Schimmer des Mondes beleuchtet....



17. Das Elixir des hochwürdigen Pater Gaucher.

„Trinken Sie das, Nachbar; Sie sollen mir nachher Ihre Meinung sagen.“

Und Tropfen für Tropfen, mit der peinlichen Sorgfalt eines Juwelenhändlers, der Perlen zählt, goß mir der Pfarrer

von Grabeson zwei Fingerhut voll von einem grünen, goldigen, warmen, funkelnden, ausgesuchten Likör ein . . . Der ganze Magen wurde mir davon sonnig durchwärmt.

„Das ist das Elixir des Pater Gaucher, die Freude und der Gesundheitswecker unserer Provence, sagte der wackere Mann mit triumphierender Miene; man macht ihn im Kloster der Prämonstratenser, zwei Lienes von Ihrer Mühle . . . Nicht wahr, der wiegt allen Chartreuse der Welt auf? . . . Und wenn Sie wüßten, wie ergötlich die Geschichte dieses Elixirs ist . . . Hören Sie einmal zu . . .“

Da begann der Abt in diesem so keuschen und stillen Speisezimmer seines Priesterhauses mit der Kreuztragung in kleinen Bildern an den Wänden und den hübschen chorhemdenmäßig gesteiften klaren Gardinen, ganz naiv, ohne sich Böses dabei zu denken, uns ein etwas skeptisches und respektloses Geschichtchen in der Art eines Märchens von Erasmus oder Alfoucy zu erzählen.

Vor zwanzig Jahren waren die Prämonstratenser, oder vielmehr die weißen Väter, wie unsere Provençalen sie nennen, in große Dürftigkeit geraten, derart, daß es Ihnen leid gethan hätte, damals ihr Kloster zu sehen.

Die Hauptwand, und der Turm Pacôme fielen in Trümmer. Rund um das Kloster war alles voll Kraut, die Säulchen bekamen Risse, die steinernen Heiligen fielen in ihren Nischen um. Kein Kirchenfenster war ganz, keine Thür wollte mehr schließen. In den Klosterhöfen, in den Kapellen blies der Rhonewind wie in der Camargue, löschte die Kerzen aus, zerbrach das Blei der Scheiben, trieb das Wasser aus den Weihwasserbecken. Aber am traurigsten war es doch mit dem Glockenturm des Klosters bestellt, der lautlos dastand, wie ein leerer Taubenschlag, denn die Patres mußten, weil sie kein Geld hatten, sich eine Glocke zu kaufen, zur Frühmesse mit Handklappern aus Mandelholz rufen.

Arme weiße Väter! Ich sehe sie noch, wie sie bei der Frohnleichnamsprozession in ihren geflickten Kutten bleich und mager einherzogen, da sie sich nur von Citronen und Wassermelonen ernährten, und dahinter Seine Hochwürden, den Herrn Abt mit gesenktem Haupt, weil er sich schämte sein Kreuz mit der ab-

genutzten Vergoldung und seine von den Würmern zerfressene weißwollene Mitra in der Sonne zu zeigen. Die Damen der Brüderschaft im Zuge weinten darüber vor Mitleid, und die dicken Fahnenträger höhnten ganz leise untereinander, indem sie auf die armen Mönche zeigten: „Die Stare werden mager, wenn sie in Schwärmen fliegen.“ Es war mit den unglücklichen weißen Vätern wirklich so weit gekommen, daß sie sich selbst fragten, ob sie nicht besser thun würden in die Welt zu fliegen und jeder auf eigene Faust sich sein Futter zu suchen.

*

Als nun diese ernste Frage eines Tages im Kapitel verhandelt wurde, kündigte man dem Prior an, daß der Bruder Gaucher im Räte gehört zu werden wünschte. . . Sie müssen zum bessern Verständnis wissen, daß dieser Bruder Gaucher der Rinderhirt des Klosters war; d. h. daß er seine Zeit damit verbrachte, im Kloster von einer Arkade zur andern hinter zwei schwindstüchtigen Röhren herzutrollen, die sich aus den Fugen des Pflasters das Gras zusammensuchten. Bis zum zwölften Jahre von einer alten schwachsinntigen Frau in der Gegend von Baur, die man die Muhme Bégon nannte, unterhalten, und dann im Kloster aufgenommen, hatte der unglückliche Rinderhirt niemals etwas anderes gelernt als sein Vieh zu hüten, und sein Paternoster herzusagen, und auch das verstand er nur auf Provenzalisch, denn sein Schädel war hart und sein Verstand so scharf wie ein bleierner Dolch. Dabei ein eifriger Christ, wenn schon etwas träumerisch, der sich unter dem Büßerhemd wohl fühlte und die Klosterregeln mit kräftiger Überzeugung übte, und mit ein Paar Armen! . . .

Als er in den Kapitelsaal schlicht und plump eintrat und, das eine Bein zurückgestellt, die Versammlung begrüßte, lachten Prior, Mönche, Schatzmeister sämtlich an zu lachen. So ging es stets, wenn sein gutes ältliches Gesicht mit dem Ziegenbart und den etwas blödsinnigen Augen sich zeigte, der Bruder Gaucher nahm es denn auch sehr gleichmütig auf und begann mit seiner gutmütigen Stimme, während er an seinem Rosenfranz von Olivenkernen hin und her drehte:

„Hochwürdige Väter, man hat ganz recht, wenn man sagt, daß die leeren Fässer am besten klingen. Denkt euch, daß ich aus meinem so hohlen Kopf das Mittel herausgeholt zu haben glaube, uns aus der Noth zu helfen.

Und zwar folgendermaßen. Ihr besinnt euch doch auf die Muhme Bégon, jene brave Frau, die mich bei sich hatte, als ich klein war (Gott sei ihrer Seele gnädig, der alten Spitzbübkin! Sie sang recht garstige Lieder, wenn sie getrunken hatte). Ich wollte also sagen, hochwürdige Väter, daß Muhme Bégon sich zu ihren Lebzeiten eben so gut und besser auf die Gebirgskräuter verstand wie eine alte forssische Amsel. Sie hatte wirklich auf ihre alten Tage ein unvergleichliches Elixir zusammengebraut, indem sie fünf oder sechs Arten von Kräutern mischte, die wir miteinander auf den Bergen pflückten. Es ist zwar manches Jahr seitdem vergangen; aber ich sollte meinen, wenn mir der heilige Augustin beisteht und unser Vater Abt es erlaubt, so könnte ich, wenn ich tüchtig suche, wohl die Zusammensetzung dieses geheimnisvollen Elixirs wieder auffinden. Wir brauchten es nachher nur in Flaschen zu füllen und etwas teuer zu verkaufen, dann würde die Bruderschaft so allmählich zu Vermögen kommen, wie die Brüder von la Trappe und von der Grande¹. . .“

Man ließ ihn nicht einmal aussprechen. Der Prior war aufgestanden und ihm um den Hals gefallen. Die Mönche ergriffen seine Hand. Der Schatzmeister, noch aufgeregter als alle übrigen, küßte ihm respektvoll den ausgefranzten Saum seines Skapulier^s. . . Dann setzte sich jeder zur Beratung wieder in seinen Stuhl, und das Kapitel beschloß noch in derselben Sitzung, daß die Küche dem Bruder Thrasybulus anvertraut werden sollten, damit der Bruder Gaucher sich ganz und gar der Bereitung seines Elixirs widmen könnte.

*

Wie gelang es nun dem guten Bruder, das Rezept der Muhme Bégon aufzufinden! Wie viel Anstrengungen, wie

¹ Grande=Chartreuse.

viel Nachtwachen dazu gehörten, erwähnt die Geschichte nicht. Nur so viel steht fest, daß nach Verlauf von sechs Monaten das Elixir der weißen Väter schon sehr verbreitet war. Im ganzen Comtat, in der ganzen Landschaft von Arles gab es keinen Mas, keine Wirtschaft, die nicht in ihrer Speisekammer neben den Flaschen Weinmost und den Krügen mit Oliven à la picholine eine kleine irdene Krufe mit dem Wappen der Provence auf dem Siegel und einem verzückten Mönch auf silbernem Etikett stehen gehabt hätte. Dank der günstigen Aufnahme seines Elixirs kam das Kloster der Prämonstratenser sehr schnell zu bedeutendem Reichtum. Der Turm Bacôme wurde wieder aufgebaut. Der Prior erhielt eine neue Mitra, die Kirche hübsche gemalte Fenster, und in dem feinen Spitzengewebe des Glockenturmes ließ an einem schönen Pfingst-morgen eine ganze Gesellschaft Glocken und Glöckchen ihr Geklingel und Gebimmel weit in die Runde ertönen.

Was aber den Bruder Gaucher, diesen armen Laienbruder, betrifft, dessen ländliche Einfalt dem Kapitel sonst so viel Spaß gemacht hatte, so war von ihm im Kloster nicht mehr die Rede. Man kannte jetzt nur noch den hochwürdigen Vater Gaucher, einen klugen und sehr geschickten Mann, der von den so unbedeutenden und so mannigfaltigen Geschäften des Klosters ganz freigelassen war, und sich den ganzen Tag über in seinen Destillierraum einschloß, während dreißig Mönche das Gebirge abließen um wohlriechende Kräuter für ihn zu suchen... Dieser Destillierraum, den niemand, selbst der Prior nicht, betreten durfte, war eine alte verlassene Kapelle, ganz am Ende des Klostergartens. Die Einfalt der guten Väter hatte etwas Geheimnisvolles und Furchtbares daraus gemacht; und gelang es einmal einem beherzten und neugierigen Mönchlein, das sich an den daran in die Höhe gezogenen Neben festhielt, einen Blick durch die Rosette über der Thür zu werfen, so prallte es sehr schnell wieder ganz verdukt zurück, wenn es dann den Vater Gaucher mit seinem Hegenmeisterbart gesehen hatte, wie er über seine Kolben gebeugt mit der Branntweinwage in der Hand so dastand, rund herum Retorten aus rosa Steingut, riesige Destillierblasen, gläserne Schlangenrohre, eine

ganze Fülle von sonderbaren Gerätschaften, die im roten Schein der Fensterscheiben zauberhaft leuchteten...

Wenn der Tag zu Ende ging und die Glocke zum letzten Angelus erklang, wurde die Thür dieses geheimnisvollen Ortes vorsichtig geöffnet, und der Hochwürdige begab sich zur Abendmesse in die Kirche. Man mußte sehen, wie er empfangen wurde, wenn er durch das Kloster schritt! Die Brüder bildeten auf seinem Wege Spalier. Man sagte: „Still!... ihm gehört das Geheimnis!...“ Der Schakmeister folgte ihm, und sprach ihn an, indem er sich verneigte... Unter all diesen Schmeicheleien ging der Pater seines Weges, seinen breitrandigen Dreispiz wie einen Heiligenschein im Nacken, trocknete sich die Stirn ab, und betrachtete mit selbstgefälliger Miene die großen mit Drangenbäumen bepflanzten Höfe, die blauen Dächer, auf denen sich neue Wetterfahnen drehten, und in dem weißglänzenden Kloster — zwischen den zierlichen, blumengeschmückten Säulchen — die frisch gekleideten Mönche, wie sie dort paarweise mit gesetzter Miene vorüberschritten.

„Das alles verdanken sie mir!“ sagte der Hochwürdige bei sich; und jedesmal ließ dieser Gedanke ein Wölkchen des Stolzes in ihm aufsteigen.

Der arme Mann wurde hart dafür gestraft, wie wir gleich sehen werden...

Denkt euch, daß er eines Abends während der Messe in furchtbarer Aufregung die Kirche betrat: er war rot, außer Atem, hatte die Kapuze quer auf dem Kopfe, und war so verwirrt, daß er beim Weihwassernehmen seine Ärmel bis an die Ellbogen eintauchte. Man schob es zuerst auf eine Aufregung wegen des Zuspätkommens; als man aber sah, wie er der Orgel und den Tribünen tiefe Verbeugungen machte, statt sich vor dem Hochaltar zu verneigen, wie er die Kirche mit Bindeseile durchmaß, fünf Minuten lang im Chor umherirrte um seinen Stuhl zu suchen, dann, nachdem er Platz genommen, sich rechts und links lächelnd mit scheinheiligen Blicken verbeugte da durchlief die drei Kirchenschiffe ein

Murmeln des Erstaunens. Man flüsterte von Brevier zu Brevier: „Was ist denn unserm Vater Gaucher?... Was ist denn unserm Vater Gaucher?“ Zweimal ließ der Prior ungeduldig sein Kreuz auf die Fliesen fallen um Ruhe zu gebieten... Dort hinten im Chor die Psalmen gingen ganz ordnungsmäßig; aber bei den Responsorien fehlte der rechte Zug...

Plötzlich, mitten im Ave verum, da lehnt sich mein Vater Gaucher in seinen Chorstuhl zurück und fängt mit schallender Stimme an zu singen:

War'n weißer Vater in Paris,
Batatin, patatan, tarabin, taraban; 2c., 2c.

Allgemeine Bestürzung. Alles erhebt sich. Man ruft. „Bringt ihn hinaus... er ist besessen!“ Die Mönche bekreuzigen sich. Das Kreuz Seiner Hochwürden arbeitet sich ab... Aber der Vater Gaucher sieht nichts und hört nichts, und zwei kräftige Mönche müssen ihn durch die kleine Chorthür hinaus-schleppen, wobei er sich wie ein Besessener sträubt und sein Batatin und Taraban immer weiter singt.

Am nächsten Morgen war der Unglückliche schon in aller Frühe im Oratorium des Priors und legte unter Thränenströmen sein Schuldbekenntnis ab: „Es war das Elixir, Monseigneur, nur das Elixir, was mich so berückt hat,“ sagte er, und schlug sich vor die Brust. Und wie er ihn so betrübt, so reumütig sah, wurde der gute Prior selbst ganz gerührt.

„Nun, nun, Vater Gaucher, beruhige dich, das wird alles vergehen, wie der Tau an der Sonne... Übrigens war der Skandal auch nicht so groß, wie du meinst. Freilich der Gesang war etwas... hum! hum!... Kurz, wir wollen hoffen, daß die Novizen ihn nicht gehört haben... Aber jetzt sag mir einmal, wie dir die Sache eigentlich gekommen ist... Es war beim Probieren, nicht wahr? Du hast eine zu schwere Hand gehabt... Ja, ja, ich verstehe... Es ist dir gegangen wie dem Bruder Schwarz, dem Erfinder des Schießpulvers; du bist das Opfer deiner Erfindung geworden... Aber jag doch, mein

braver Freund, ist es denn notwendig, daß du dieses schreckliche Elixir selbst kostest?"

„Leider ja, Monseigneur. die Wage zeigt mir wohl die Stärke und den Grad des Alkohols an, aber betreffs der Vollendung, der Milde, verlasse ich mich nur auf meine Zunge...“

„Sehr wohl... aber höre weiter, was ich sagen will.. Wenn du nun das Elixir kostest, weil es doch einmal nicht anders geht, schmeckt dir das denn gut? Macht es dir Vergnügen?“

„Leider ja, Monseigneur,“ sagte der unglückliche Vater und wurde über und über rot. „Seit zwei Tagen bemerke ich nun schon ein Bouquet, ein Aroma an ihm... Jedenfalls hat mir der Teufel diesen schlechten Streich gespielt... Deshalb bin ich fest entschlossen künftig auch nur noch die Wage anzuwenden. Um so schlimmer, wenn der Likör dann nicht fein genug sein, wenn er nicht mehr ordentlich perlen sollte...“

„Das laß dir nur ja nicht einfallen,“ unterbrach ihn lebhaft der Prior. „Man darf sich der Gefahr nicht aussetzen, die Kundschaft unzufrieden zu machen... Du hast, nun du gewarnt bist, weiter nichts zu thun, als auf deiner Hut zu sein... Wir wollen einmal sehen, wie viel du brauchst, um dir ein Urtheil zu bilden... Fünfzehn bis zwanzig Tropfen, nicht wahr?... sagen wir zwanzig Tropfen. . Der Teufel müßte sehr schlau sein, wenn er dich mit zwanzig Tropfen fangen wollte... Übrigens, um jedem Zwischenfall vorzubeugen, dispensiere ich dich von nun ab von der Kirche. Du wirst deine Abendmesse im Destillierraum abhalten... Und nun gehe in Frieden, mein hochwürdiger Vater, und vor allem... zähle gut deine Tropfen.“

Ach! So viel der arme Hochwürdige auch seine Tropfen zählte... der Teufel hielt ihn fest und ließ ihn nicht wieder fahren.

Jetzt bekam der Destillierraum seltsame Messen zu hören!

*

Am Tage ging noch alles gut. Der Vater war ziemlich ruhig; er besorgte seine Öfen, seine Retorten, suchte sorgfältig

seine Kräuter aus, alles feine, graue, gezahnte provengalische Kräuter, die von Wohlgerüchen und Sonnenschein durchtränkt waren... Aber des Abends, wenn die Ingredienzien eingeweicht waren und das Elixir in großen Becken von rotem Kupfer langsam sich abkühlte, dann begannen für den armen Mann die Folterqualen.

„Siebzehn... achtzehn... neunzehn... zwanzig!...“ Die Tropfen fielen aus dem Heber in den silbervergoldeten Becher. Diese zwanzig goß der Vater in einem Zuge herunter, beinahe ohne daß es ihm Vergnügen machte. Erst auf den einundzwanzigsten wurde er lüstern. O dieser einundzwanzigste Tropfen!... Um der Versuchung zu entfliehen, ging er jetzt bis ans äußerste Ende des Laboratoriums und versenkte sich in seine Paternoster. Aber da stieg von dem noch warmen Likör ein kleines ganz mit Wohlgeruch erfülltes Dampfkößchen auf, begann ihn zu umspielen, und brachte ihn, er mochte wollen oder nicht, wieder an die Becken zurück... Der Likör hatte eine schöne, goldiggrüne Farbe... Mit verhaltenem Atem darüber gebeugt, bewegte ihn der Vater ganz sanft mit seinem Heber, und in den kleinen glitzernden Perlen der smaragdnen Flut glaubte er die boshaften Augen der Muhme Bégon zu sehen, die ihn lachend und funkelnd anschauten... „Vorwärts! noch einen Tropfen!“ Und von einem Tropfen zum andern hatte der Unglückliche schließlich seinen Becher bis zum Rande voll. Nun war seine Kraft hin, er sank in einen großen Lehnstuhl und mit zurückgelehntem Leibe und halbgeschlossenen Augen, sog er in kleinen Zügen seine Sünde ein und sagte dabei mit wonnigem Selbstvorwurf: „O! ich verdamme mich... ich verdamme mich...“ Das Schrecklichste war, daß er auf dem Grunde dieses teuflischen Elixirs durch einen mir unbekannten Zauber alle garstigen Lieder der Muhme Bégon wiederfand: „Einst wollten drei kleine Gevatterinnen zu einem Mahl sich zusammenthun,“ oder „Meister Andrés Schäferin ging allein zum Walde hin,“ und stets das famose „Patatin patatan“ der weißen Patres.

Man kann sich seine Verwirrung am andern Tage denken.

wenn seine Zellenachbarn mit böshafter Miene zu ihm sagten: „Ja, ja, Pater Gaucher, du hattest gestern abend beim Schlafengehen Grillen im Kopfe.“ Dann kamen die Thränen, die Verzweiflung, Fasten, Büßerhemd und Geißlung. Aber nichts konnte gegen den Teufel des Elixirs aufkommen; und jeden Abend zur selben Stunde nahm er ihn wieder in Besitz.

*

In dieser Zeit ergoß sich ein Regen von Bestellungen über die Abtei, daß es ein wahrer Segen war. Sie kamen von Nîmes, von Arles, von Avignon, von Marseille... Von Tag zu Tag bekam das Kloster mehr das Aussehn einer Art Fabrik. Es gab Brüder Einpacker, Brüder Etiquettenmacher, andere für die Schreibereien, noch andere für das Fuhrwesen; der Gottesdienst hüßte dabei wohl hier und da einige Glockenschläge ein; aber die Armen verloren nichts dabei, dafür kann ich gutschagen...

Und da kam an einem schönen Sonntag Morgen, als der Schatzmeister eben vor versammeltem Kapitel seinen Abschlußbericht vom letzten Jahre verlas und die guten Mönche ihm mit glänzenden Augen und lächelndem Munde zuhörten, der Pater Gaucher mitten in die Versammlung gestürzt und rief: „Es ist zu Ende... Ich mache keinen mehr... Gebt mir meine Ruhe wieder.“

„Was giebt es denn, Pater Gaucher?“ fragte der Prior, dem es wohl nicht ganz unbekannt war, was es gab.

„Was es giebt Monseigneur?... Weiter nichts, als daß ich auf dem besten Wege bin, mir ein schönes, ewiges Leben mit Flammen und Forkenstichen vorzubereiten... Weiter nichts, als daß ich trinke, daß ich trinke wie ein Lump...“

„Aber ich hatte dich doch geheißen, deine Tropfen zu zählen.“

„O ja, meine Tropfen zählen; jetzt müßte man nach Bechern zählen... Ja, hochwürdige Väter, so weit bin ich jetzt. Drei Flaschen den Abend... Ihr seht wohl ein, daß das so nicht weiter gehen kann... Ihr könnt deshalb auch das Elixir

machen lassen, von wem ihr wollt... das himmlische Feuer soll mich verbrennen, wenn ich mich noch weiter damit befasse!"

Jetzt war dem Kapitel das Lachen vergangen.

"Aber Unglücklicher, du richtest uns zu Grunde," rief der Schatzmeister, und suchte mit seinem Hauptbuche umher.

"Soll ich etwa lieber verdammt sein?"

Nun erhob sich der Prior und sprach, indem er seine weiße Hand mit dem Hirtenringe ausstreckte:

"Hochwürdige Väter, es giebt ein Mittel, alles ins Gleiche zu bringen... Nicht wahr, zur Abendzeit sagst du, mein lieber Sohn, versucht dich der Teufel?..."

"Ja, Herr Prior, regelmäßig jeden Abend.... Es überläuft mich jetzt auch, mit Respekt zu vermelden, der Schweiß, sobald ich die Nacht kommen sehe, wie Capitous Esel, wenn er den Packattel kommen sah."

"Wohlan! beruhige dich... Von jetzt ab werden wir jeden Abend bei der Messe für dich das Gebet des heiligen Augustin sprechen, mit dem die volle Sündenvergebung verbunden ist.... Dann bist du geborgen, was auch geschehen mag... Du hast die Absolution während die Sünde geschieht."

"O, dann besten Dank, Herr Prior." Und ohne noch weiter zu fragen kehrte der Pater Gaucher so leicht wie eine Lerche zu seinen Retorten zurück.

Wirklich unterließ von jetzt ab der Officiant nach Schluß der Complete¹ niemals zu sagen: „Beten wir für unsern armen Pater Gaucher, der seine Seele für die Interessen der Brüderschaft opfert... Oremus, Domine..."

Und während im Schatten des Kirchenschiffes das Gebet zitternd wie ein kleiner Windstoß über den Schnee, über alle diese vorgebeugten weißen Kapuzen lief, hörte man dort ganz am Ende des Klosters hinter den erleuchteten Fenstern des Destillierraums den Pater Gaucher aus voller Kehle singen:

Bar'n weißer Pater in Paris

Patatin, patatan, tarabin, taraban;

¹ Letzter Teil des Klostergottesdienstes nach der Vesper.

War'n weißer Pater in Paris,
 Der kleine Nönnchen tanzen ließ
 Trin, trin, trin, in einem Garten drin;
 Der kleine Nönnchen zc.

*

... Hier hielt der gute Pfarrer erschreckt ein: „Barmherzig-
 felt! wenn meine Pfarrkinder mich hörten! ...“



18. Heimweh nach der Kaserne.

Heute morgen weckte mich beim ersten Dämmererschein ein
 furchtbares Trommeln jäh aus dem Schlafe... Ran plan plan!
 Ran plan plan!...

Ein Tambour in meinen Fichten zu dieser Stunde!...
 Das ist doch wirklich sonderbar!...

Schleunigst springe ich aus dem Bette und öffne die Thür.
 Niemand zu sehen... Der Lärm ist verstummt... Aus den
 feuchten wilden Weinreben fliegen zwei oder drei Brach-
 schneppen unter Flügelschütteln auf... Ein leichter Wind
 summt in den Bäumen... Gegen Osten lagert auf den feinen
 Gipfeln der Boralpen ein goldener Dunst, dem langsam die
 Sonne entsteigt... Ein erster Strahl streift schon das Dach
 der Mühle. Im selben Augenblick fängt der Tambour in
 seiner verdeckten Stellung wieder an, seinen Wirbel zu
 schlagen... Ran... plan... plan, plan, plan.

Der Teufel soll die Eselshaut holen. Ich hatte sie ganz
 vergessen... Aber wer ist denn dieser Wilde, der hier die
 Morgenröte mitten im Walde mit einer Trommel begrüßt...
 Soviel ich mich auch umschaue, ich sehe nichts... nichts als
 die Abendelstauden und die Fichten, die bis auf die Land-
 straße herunter klettern... Vielleicht steckt dort im Dickicht
 irgend ein Kobold, der mich zum besten haben will... Wahr-

scheinlich ist es Ariel oder Meister Buck. Der Schelm wird sich gedacht haben, als er bei meiner Mühle vorüberkam: „Dieser Pariser da drin hat es zu still, wir wollen ihm einmal ein Morgenständchen bringen!“ Und da wird er eine große Trommel genommen haben, und . . . ran plan plan! . . . ran plan plan! . . . Wirfst du ruhig sein, Buck, du Lump? Du weckst mir noch meine Grillen auf.

*

Es war aber nicht Buck.

Es war Gouquet François, genannt Pistolet, Trommler im 31. Linien-Regiment, und augenblicklich auf Halbjahrsurlaub. Pistolet langweilt sich auf dem Lande; er hat Heimweh, dieser Trommler, und — wenn man ihm den Gefallen thut, ihm das Instrument der Gemeinde zu leihen — dann macht er sich in melancholischer Stimmung auf und geht in den Wald, um die Trommel zu rühren, und träumt dabei von der Prince Eugène-Kaserne.

Heute ist er nun gekommen, um auf meinem kleinen grünen Hügel zu träumen . . . Da steht er gegen eine Fichte gelehnt, seine Trommel zwischen den Beinen und paukt lustig drauf los . . . Aufgeschreckte Rebhühnervölker steigen zu seinen Füßen auf, ohne daß er es bemerkt. Der Rosmarin duftet um ihn herum, er riecht es nicht.

Ebenso wenig sieht er die feinen Spinnweben, die zwischen den Zweigen in der Sonne zittern, noch die Fichtennadeln, die auf seine Trommel springen. Ganz in seinen Traum und seine Musik versunken, blickt er verliebt auf seine Trommelstöcke und sein dickes albernes Gesicht wird bei jedem Wirbel breiter.

Ran plan plan! Ran plan plan!

„Wie schön ist doch die große Kaserne mit ihrem Hofe mit den breiten Fliesen, ihren geraden Fensterreihen, ihrer Bewohnererschaft in der Dienstmütze und ihrem Sousterrain mit dem Lärm der Soldatenschüsseln! . . .“

Ran plan plan! Ran plan plan! . . .

„Ach! und die hallende Treppe, die weißgetünchten Gänge, die dunstige Korporalschaftsstube, das gepukzte Lederzeug, das Brotbrett, die Wächstöpfe, die eisernen Bettgestelle mit den grauen Decken, die Gewehre, die so blank am Gerüst glänzen!“

Ran plan plan! Ran plan plan!

„Ach! und die guten Tage in der Wachtstube, die Karten, die einem an den Fingern kleben bleiben, die gräßliche Bique-Dame mit Verzierungen in Federzeichnung, der alte zerfetzte Wigault-Lebrun,¹ der auf dem Feldbett umherliegt!..“

Ran plan plan!... Ran plan plan!

„Ach! und die langen Nächte, wo man vor den Thüren der Ministerhotels Schildwache steht, das alte Schilderhaus, das den Regen durchläßt, wo man kalte Füße bekommt! Die Staatskutschen, die einen im Vorüberfahren mit Rot besprühen!... Ach! und der Aushilfsdienst, die Arresttage, das stinkende Waschfaß, das Dielenkopfstößen, die kalte Reveille an den Regentagen, die Retraite im Rebel, wenn das Gas angesteckt wird, der Appell des Abends, zu dem man außer Atem herbeikommt!“

Ran plan plan! Ran plan plan!

„Ach und erst das Gehölz von Vincennes, die großen weißbaumwollenen Handschuhe, die Spaziergänge auf den Befestigungswerken... Ach! die barrière de l'École, die Soldatenmädchen, das Bistou im Salon de Mars, der Absynth in den kleinen Theatern, wie man zwischen zwei Schluchzern Geständnisse macht, wie das Seitengewehr aus der Scheide fliegt, und dann wieder die sentimentale Romanze, die mit der Hand auf dem Herzen gesungen wird!...“

Träume, träume, armer Bursche, ich werde dich gewiß nicht hindern. .; schlage tüchtig auf deine Trommel los, schlage nur deinen Wirbel. Ich habe kein Recht, dich lächerlich zu finden.

¹ Verfasser schlüpfriger Romane (1753—1835).

Wenn du Heimweh nach deiner Kaserne hast, habe ich etwa nicht Heimweh nach der meinigen?

Mein Paris verfolgt mich ebenso gut hierher, wie dich das deinige. Du trommelst dort unter den Fichten. Ich aber mache es dir hier nach... Was sind wir doch für nette Probengalen! Dort in den Pariser Kasernen vermischten wir die blauen Boraspfen und den Geruch des wilden Lavendels; hier, mitten in der Provence fehlt uns die Kaserne und alles, was uns daran erinnert, ist uns wert!...

*

Im Dorfe schlägt es acht Uhr. Pistolet hat sich auf den Heimweg gemacht, ohne seine Trommelstöcke aus der Hand zu lassen... Man hört ihn unter fortwährendem Trommeln im Gehölz abwärts steigen... Und ich, ins Gras hingelagert, krank vor Heimweh, glaube beim verhallenden Trommelschall mein ganzes Paris zwischen den Fichten vorüberkommen zu sehen....

Ach! Paris.... Paris.... immer Paris!



Halle a. S. Druck von Otto Hendel.
Holzfreies Papier von Berth. Sieglismund in Leipzig.

109 800



Romane, Erzählungen 2c.


aus der

Bibliothek der Gesamt-Litteratur.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

geb. Pf. geb. Pf.

Archenholz, Joh. W. v., Geschichte des sieben-		
jährigen Krieges in Deutschland	100	125
Beckstein, Ludw., Deutsches Märchenbuch	50	75
Bellamy, Edward, Maud Elliot. — Ein Echo 2c.	25	50
Brand, Wilh. F., Londoner Streifzüge	50	75
Bulwer, Edward, Die letzten Tage von Pompeji	100	125
— Nacht und Morgen	100	125
Bürger, Gottfr. Aug., Freiherr v. Münchhausen	25	50
Cervantes, Don Quijote v. la Mancha, übersetzt		
v. Ludw. Tied. Vier Bände. Bd. I. u. II.	125	150
— — Bd. III. u. IV.	125	150
Chamisso, Adelbert v., Peter Schlemihl	25	50
Dickens, Charles (Boz), Heimchen am Herde . . .	25	50
— Pickwickier, I. Teil	75	100
— — II. "	75	100
— Die " Sylbesterglocken	25	50
— Der Weihnachtabend	25	50
Eichendorff, Jos. v., Aus d. Leben ein. Taugenichts	25	50
Erckmann-Chatrian, Freund Fritz	50	75
— Geschichte eines Rekruten von anno 1813 . . .	50	75
Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus . . .	150	175
Hauff, Wilh., Die Bettlerin v. Ponts des Arts . .	25	50
— Lichtenstein. Romantische Sage	75	100
— Märchen. Gesamtausgabe	75	100
Immermann, Karl Lebr., Oberhof	75	100
Kortüm, Dr. H. Arnold, Die Jobfiade	100	125
Sealsfield, Charles, Kajütenbuch	75	100
Stener, Alfred, Galizische Ghettogeschichten . .	50	75
Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin	50	75
Verne, Jules, Eine Idee des Doktor Dr	25	50
Wallace, Lewis, Ben Hur od. die Tage d. Messias	175	200
u. a. m.		

 Verzeichnisse der Bibliothek, welche von Monat zu Monat ergänzt werden, sind in jeder Buchhandlung zu haben; auch sendet solche die Verlagshandlung auf Verlangen gratis und franco.

Heinrich Heines Sämmtliche Werke.

Mit Biographie von Julius Reuper,
Vorbemerkungen und dem Portrait des Dichters.

Preis: { in vier eleganten Ganzleinenbänden 10 Mark,
 { in vier geschmackvollen Halbfranzbänden 12 Mark.

Diese Ausgabe zeichnet sich trotz ihrer Billigkeit durch gutes Papier und größeren, gut lesbaren, dem Auge nicht nachtheiligen Druck aus. Sie ist vollständig und fehlt ihr, ohne mit Anmerkungen belastet zu sein, nichts zum näheren Verständniß, da alles Dahingehörige theils in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Gruppen, theils in der umfangreichen Biographie enthalten ist. Namentlich letzterer ist vom Herausgeber große Sorgfalt gewidmet worden.

Goethes Werke,

Auswahl in fünf Bänden.

Mit einer biographischen Einleitung.

Handliches Oktavformat. Druck mit größeren, gut lesbaren Lettern. Geglättetes, nicht gelb werdendes Papier.

Preis:

alle 5 Bände in Umschlag geh. 10 M., in Ganzleinenb. geb. 12,50 M.,
in geschmackvollen Halbfranzband geb. 15 M.

Inhalt.

Erster Band. Gedichte: Lieder. Balladen. Vermischte Gedichte. Kunst. Parabolisch. Gelegenheitsgedichte. Sprüche in Reimen und in Prosa. West-östlicher Divan.

Zweiter Band. Drama: Götz von Berlichingen. Egmont. Clavigo. Stella. Die Geschwister. Die natürliche Tochter. Fern und Bätely. Faust, erster und zweiter Teil. Paraisomena zu Faust. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die Mitschuldigen. Der Jahrmarkt zu Plundersweilern.

Dritter Band. Episches und Roman: Hermann und Dorothea. Achilleis. Reineke Fuchs. Werthers Leiden. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Vierter Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Wahlverwandtschaften. Kleine Erzählungen. Darstellende Prosa: Aus einer Reise in die Schweiz. Italienische Reise. Lehrhafte Prosa: Kunst. Litteratur. Naturwissenschaften.

Fünfter Band. Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung. Annalen oder Tag- und Jahreshefte. Biographische Einzelheiten. Die Riemer-Edermannsche Chronologie.

ROTANOX
oczyszczanie
VIII 2011



KD.15115
nr inw. 19091